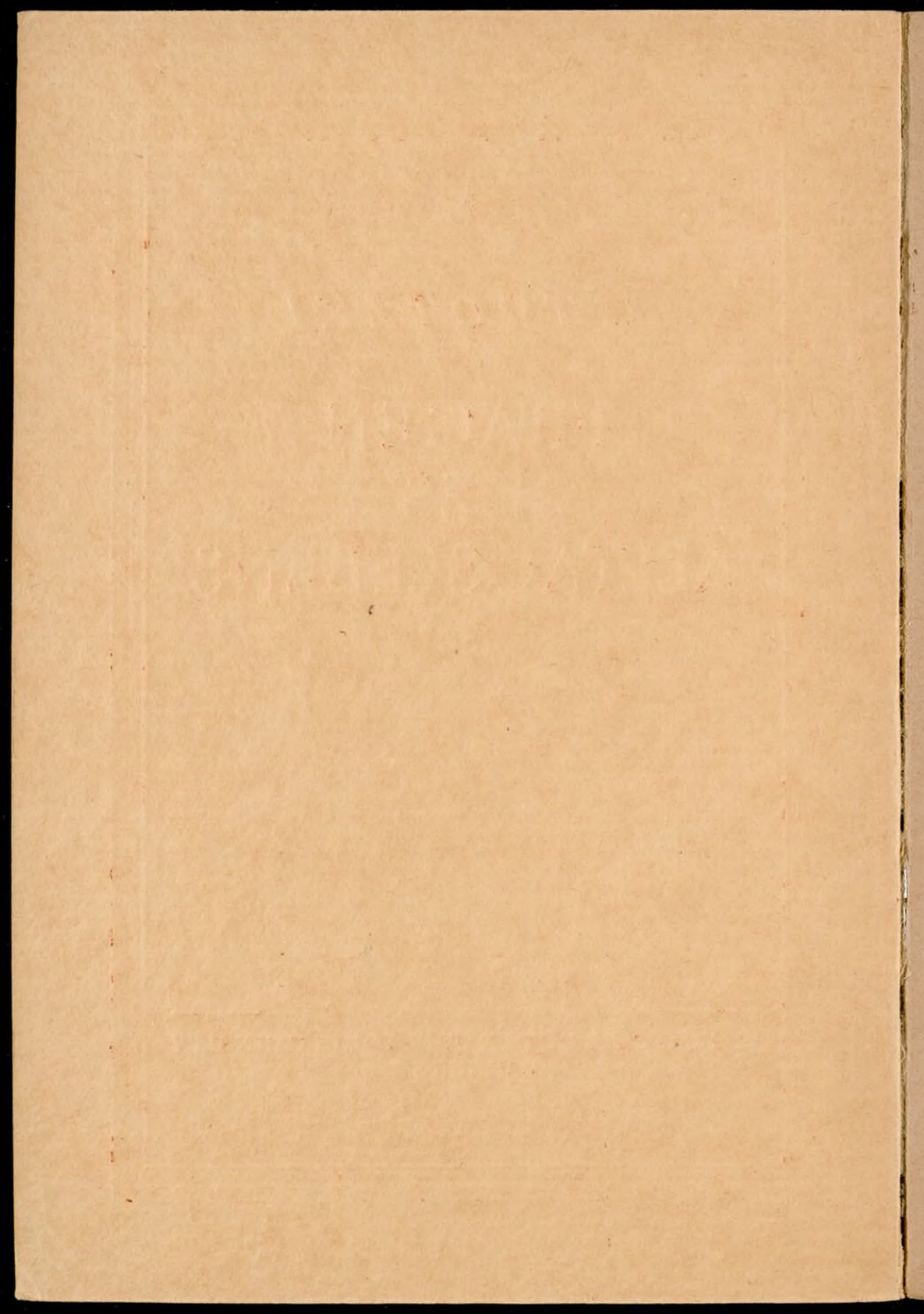


L. TROTZKI

FRAGEN
DES
ALLTAGSLEBENS

1 9 2 3

VERLAG CARL HOYM NACHE. LOUIS CAHNBLEY
HAMBURG 3



L. TROTZKI

FRAGEN
DES ALLTAGSLEBENS

DIE EPOCHE
DER „KULTURARBEIT“ UND
IHRE AUFGABEN

1 9 2 3

VERLAG CARL HOYM NACHF. LOUIS CAHNBLEY
HAMBURG 8

heutigen Übergangslebens des Arbeiters und die Methoden unseres Einwirkens auf das Alltagsleben der Arbeiter wenn nicht gerade erschöpfend besprochen, so doch wenigstens angeschnitten und teilweise beleuchtet.

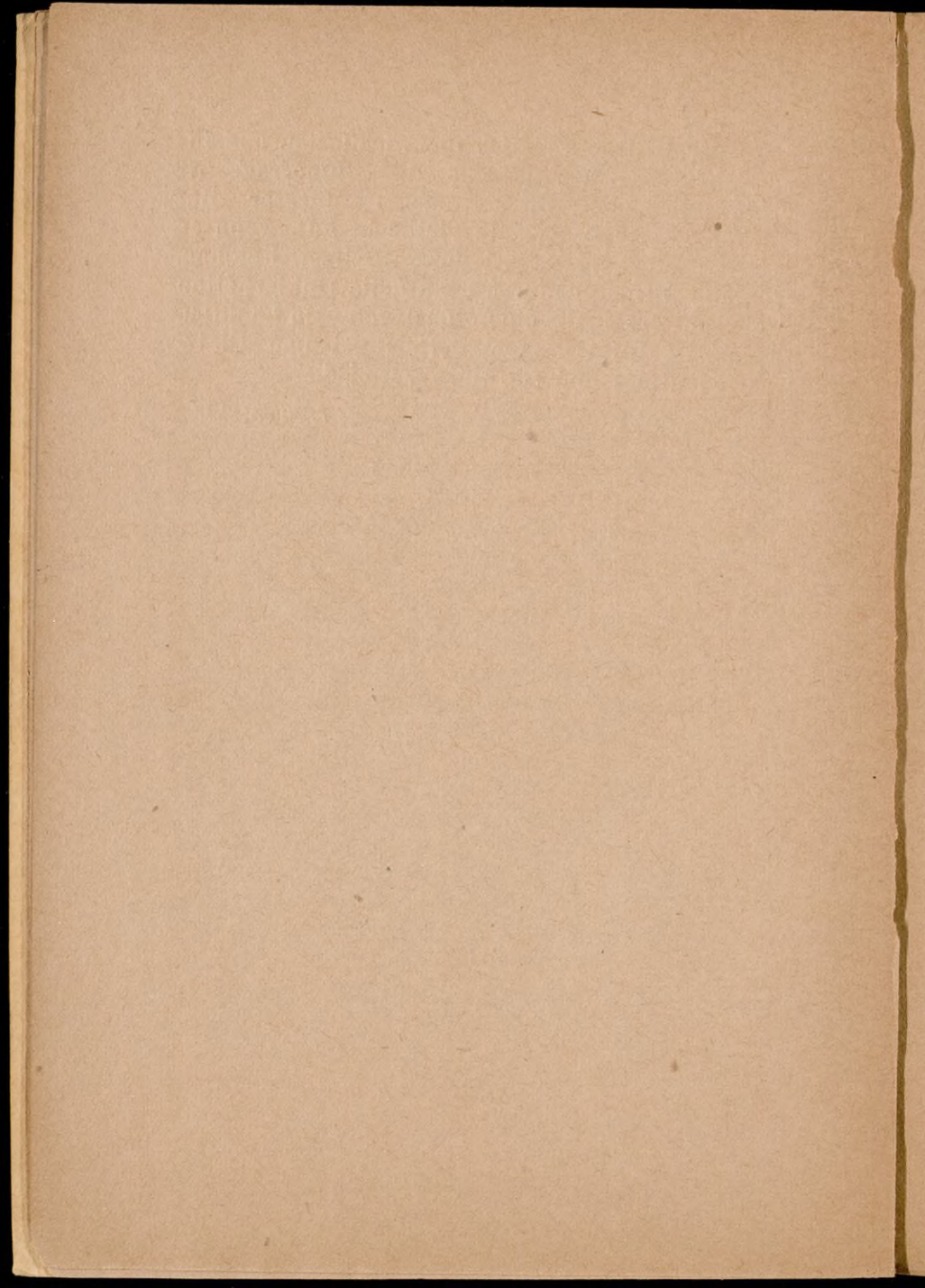
Auf Vorschlag der Teilnehmer der Besprechung formulierte ich zwischen der ersten und zweiten Sitzung schriftlich die Fragen, auf die von einer Reihe von Teilnehmern ebenfalls schriftliche Antworten eingingen, wobei einige der Antwortbogen wiederum das Resultat kleiner Besprechungen innerhalb der Rayons waren. Unsere Gespräche mit den Agitatoren des Moskauer Komitees wurden stenographisch niedergelegt. Die Stenogramme bilden zusammen mit den Rundfrageantworten die Grundlage des vorliegenden Buches. Dieses Material ist selbstverständlich äußerst unzureichend. Außerdem war ich zu einer äußerst eiligen Verarbeitung desselben gezwungen. Aber meine Aufgabe bestand ja auch nicht darin, das Arbeiterleben, seine Evolution und die Methoden seiner Beeinflussung allseitig zu beleuchten, sondern sie bestand vor allem darin, die Fragen des Arbeiterlebens zum Gegenstand eines aufmerksamen Studiums zu machen.

Das vorliegende Buch stellt keinesfalls jene populäre Broschüre dar, deren Idee den Ausgangspunkt der Arbeit bildete. Diese Broschüre werde ich, wenn mich die Umstände nicht daran hindern, noch zu schreiben versuchen. Das vorliegende Buch ist in erster Linie für die Parteimitglieder, für die führenden Elemente in den Gewerkschaften, in den Kooperativen und den kulturell-aufklärenden Organisationen bestimmt.

In der Beilage gebe ich die wichtigsten und interessantesten Auszüge aus den Rundfrageantworten und den Stenogrammen unserer Besprechung. Der Leser täte vielleicht gut, wenn er mit dem Lesen gerade bei dieser Beilage begünne. Jedenfalls würden dadurch eventuelle Unklarheiten vermieden werden, die die Folge davon sein könnten, daß ich im Text wegen Zeitmangel und Platzersparnis Zitate und Hinweise vermied.

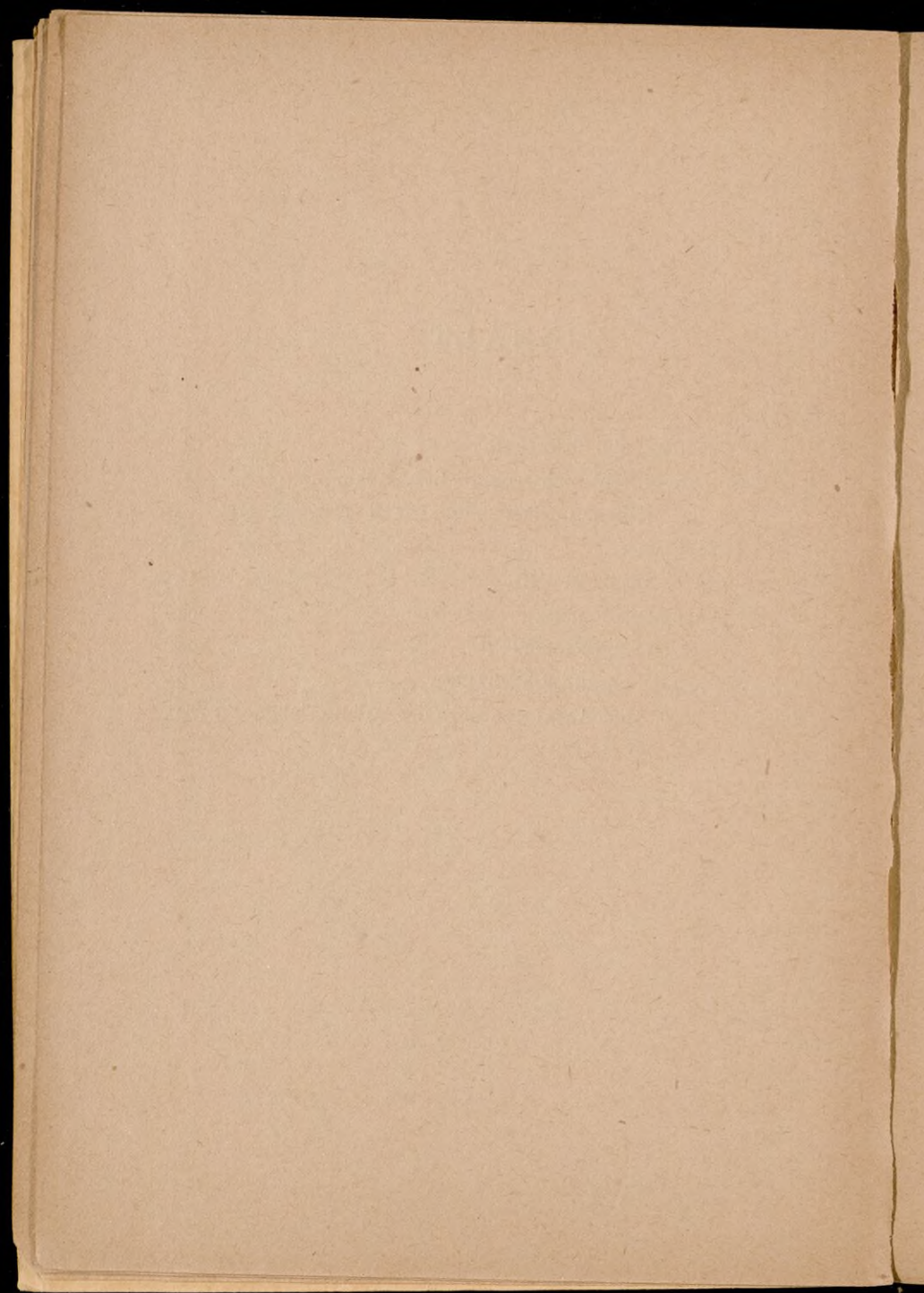
4. Juli 1923.

L. Trotzki.



INHALT

	Seite
Vorwort	III
I. Die Zeitung und ihre Leser	1
II. Der Mensch lebt nicht von „Politik“ allein	17
III. Um das Leben umzugestalten, muß man es erst kennenlernen	33
IV. Schnaps, Kirche und Kino	44
V. Von der alten Familie — zur neuen	53
VI. Familie und Zeremoniell	68
VII. Der Kampf um die Sprachkultur	76
Beilage: Fragen und Antworten über das Arbeiterleben . .	85



I.

Die Zeitung und ihre Leser.

Das Erstarken unserer Partei, nicht so sehr zahlenmäßig, als in ihrem Einfluß auf die Parteilosen, einerseits, die neue Periode der Revolution, in die wir eingetreten sind, andererseits, stellen der Partei teils ganz neue Aufgaben, teils alte Aufgaben in neuer Form — unter anderem auch auf dem Gebiete der Agitation und Propaganda. Wir müssen die Werkzeuge und Mittel unserer Propaganda einer sehr aufmerksamen und sorgfältigen Revision unterziehen. Sind sie in ihrem *Umfange* zureichend, d. h. erstrecken sie sich auf alle jene Fragen, die beleuchtet werden müssen? Finden sie die erforderliche, für den Leser zugängliche und ihn interessierende *Form* der Darstellung?

Diese Frage bildete, zusammen mit einer Reihe anderer, den Gegenstand der Besprechung in einem Kreise von 25 Moskauer Agitatoren und Massenorganisatoren. Ihre Urteile, Äußerungen und Wertungen wurden stenographisch niedergelegt. Ich hoffe dieses ganze Material für die Presse auszunutzen. Die auf dem Gebiete des Zeitungswesens tätigen Genossen werden in ihm nicht wenig Vorwürfe finden, und ich muß, offen gestanden, aus-

sprechen, daß die Mehrzahl dieser Vorwürfe meines Erachtens berechtigt ist. Die Frage der Gestaltung unserer gedruckten Agitation und in erster Linie der Zeitungsagitation ist von zu großer Bedeutung, als daß es zulässig wäre, hier etwas zu verschweigen. Es muß alles bis aufs letzte ausgesprochen werden.

Im Sprichwort heißt es: „Wie du dich kleidest, so wirst du empfangen . . .“ Folglich müssen wir bei der *Zeitungstechnik* beginnen. Sie hat sich natürlich im Vergleich zu 1919—1920 verbessert, aber sie ist immer noch äußerst schlecht. Die vorkommenden Nachlässigkeiten bei Seitenumbruch und die Undeutlichkeit des Druckes erschweren das Lesen der Zeitungen selbst für den geläufigen Leser, um wieviel mehr nicht für den Halbanalphabeten. Zeitungen, die für den breiten Absatz unter den Arbeitern bestimmt sind, wie „Rabotschaja Moskwa“ („Das Arbeitermoskau“) und „Rabotschaja Gaseta“ („Arbeiterzeitung“)*, werden sehr schlecht gedruckt. Der Unterschied zwischen den einzelnen Exemplaren (Abzügen) ist ein sehr großer: manchmal ist die Zeitung gut gedruckt, zuweilen aber kann man nicht die Hälfte entziffern. Darum hat das Kaufen einer Zeitung eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Ziehen eines Lotterieloses. Ich hole aufs Geratewohl eine der letzten Nummern der „Arbeiterzeitung“ hervor, werfe einen Blick auf die „Kinderecke“: „Das Märchen vom klugen Kater“ . . . Aber es ist gänzlich

*) Nebenbei bemerkt: warum wird die „Arbeiterzeitung“ nicht der Länge nach, sondern quer gefaltet? Wenn das auch vielleicht für irgend jemanden bequem sein mag, so doch keinesfalls für den Leser.

unmöglich, das Märchen zu lesen, bis zu einem solchen Grade ist der Druck verwischt: und das soll auch noch für Kinder bestimmt sein! Man muß es geradeheraus sagen: Die Technik unserer Zeitungen ist eine wahre Schande für uns. Bei unserer Bettelarmut und Not auf dem Gebiete der Aufklärung bringen wir es auch noch fertig, nicht selten ein Viertel oder sogar die Hälfte eines Zeitungsbogens zu verderben, indem wir die Druckerschwärze breitschmieren. Beim Leser ruft eine solche „Zeitung“ in erster Linie Gereiztheit, beim weniger entwickelten Leser Ermüdung und Apathie, beim kulturelleren und anspruchsvolleren, ein Zähneknirschen und geradezu Verachtung gegen jene hervor, die sich eine derartige Verspottung des Lesers gestatten. Irgendjemand schreibt doch diese Artikel, irgendjemand setzt sie, irgendjemand druckt sie, — und das Resultat ist, daß der Leser mit Zuhilfenahme des Fingers mit Müh und Not die Worte entziffert. Schmach und Schande! Der letzte Kongreß unserer Partei hat der Frage des Druckwesens besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Und da fragt es sich nun: wie lange werden wir das alles noch dulden?

„Wie du dich kleidest, so wirst du empfangen, erst wenn man dir das Geleit gibt, kommt dein Verstand zu seinem Recht.“ Wir sahen bereits, daß es zuweilen schwierig ist, durch das schlechte typographische Kleid hindurch dem „Verstand“ auf den Grund zu kommen. Und das um so mehr, da noch die Verteilung des Zeitungsmaterials, der Seitenumbruch und die Korrektur dazwischen kommen. Machen wir nur bei der Korrektur halt, da sie bei

uns besonders schlecht ist. Nicht nur in Zeitungen, sondern auch in wissenschaftlichen Zeitschriften, — besonders in der Zeitschrift „Unter der Fahne des Marxismus“! — kommen bei uns nicht selten ganz ungeheuerliche Druckfehler und Entstellungen vor. Leo Tolstoi hat einmal gesagt, daß die Buchdruckerkunst ein Werkzeug zur Verbreitung der Unbildung sei. Diese herrenhaft-hochmütige Behauptung ist natürlich im Grunde genommen falsch. Aber sie wird — leider! — teilweise gerechtfertigt... durch die Art der Korrektur unserer Presse. Das darf auch nicht geduldet werden! Wenn die Druckereien nicht über die erforderlichen Kadres gut gebildeter, ihrer Sache sicheren Korrektoren verfügt, so müssen diese Kadres bei der Arbeit vervollkommenet werden. Es sind Repetitionskurse für die heutigen Korrektoren notwendig, unter anderem auch Kurse der politischen Elementarbildung. Der Korrektor muß den Text verstehen, den er korrigiert, anderenfalls ist er kein Korrektor, sondern wider seinen Willen ein Verbreiter der Unbildung; die Presse dagegen ist, im Gegensatz zu der Behauptung Tolstojs, eine Waffe der Aufklärung und muß auch eine solche sein.

Wir wollen jetzt näher auf den *Inhalt* der Zeitung eingehen.

Die Zeitung ist vor allem dazu da, um die Verbindung zwischen den Menschen herzustellen, indem sie ihnen mitteilt, was in der Welt geschieht. Eine schnelle, reichhaltige, interessante *Information* bildet also die Seele der Zeitung. Die wichtigste Rolle in der Zeitungsinformation unserer Zeit spielen Telegraph und drahtlose Telegraphie. Da-

rum stürzt sich der an die Zeitung gewohnte und ihre Bestimmung kennende Leser vor allem auf die Telegramme. Damit aber die Telegramme, wie sie es beanspruchen dürfen, in der Sowjetzeitung die erste Stelle einnehmen, ist es notwendig, daß sie bedeutsame und interessante Tatsachen mitteilen, und zwar in einer Form, die dem Massenleser verständlich ist. Das aber gerade ist bei uns nicht der Fall. Die Telegramme unserer Zeitungen werden in Ausdrücken aufgesetzt und gedruckt, wie sie in der „großen“ bürgerlichen Presse üblich sind. Wenn man Tag für Tag die Telegramme in einigen unserer Zeitungen verfolgt (wir wollen die betreffenden Zeitungen nicht beim Namen nennen), so hat man den Eindruck, daß die Genossen, die die Leitung dieser Abteilung in Händen haben, wenn sie neue Telegramme in den Satz geben, sich gar nicht mehr entsinnen, was sie am Tage vorher in den Satz gegeben haben. Es besteht kein fortlaufender Zusammenhang von einem Tag zum anderen. Jedes Telegramm sieht wie ein zufälliges Bruchstück aus. Die Erläuterungen zu den Telegrammen tragen zufälligen und zum größten Teil nicht durchdachten Charakter. Wenn es hoch kommt, setzt der Redakteur neben den Namen irgendwelcher ausländischen bürgerlichen Politiker in Klammern die Kürzungen „lib.“ oder „kons.“. Das soll bedeuten, daß der Betreffende ein Liberaler oder ein Konservativer ist. Da aber drei Viertel der Leserschaft diese redaktionellen Kürzungen nicht verstehen, so werden sie durch diese Erläuterungen nur noch mehr verwirrt. So gehen bei uns z. B. Telegramme, die von bulgarischen und rumänischen Ereignissen Mitteilung

machen, gewöhnlich über Wien, Berlin, Warschau. Die Namen dieser Städte, die an der Spitze der Telegramme stehen, verwirren vollständig den *Massenleser*, der auch ohnehin schon in der Geographie schwach ist. Warum führe ich diese Einzelheiten an? Aus dem Grunde, weil sie am besten zeigen, wie wenig wir bei der Fertigstellung unserer Zeitungen uns in die Lage der untersten Leserschichten, in ihre Bedürfnisse, in ihre Hilflosigkeit hinein-denken. *Die Bearbeitung der Telegramme ist in einer Arbeiterzeitung die schwierigste und verantwortungsvollste Aufgabe.* Sie erfordert aufmerksame und mühevollen Arbeit. Ein wichtiges Telegramm muß in jeder Richtung überlegt werden, es muß ihm eine solche Form verliehen werden, daß es sich unmittelbar an das anschließt, was die Lesermasse schon mehr oder weniger weiß. Die notwendigen Erläuterungen müssen den Telegrammen vorausgeschickt und diese letzteren zu Gruppen vereinigt oder miteinander verschmolzen werden. Was für einen Sinn hat eine Überschrift von zwei, drei oder mehr Zeilen in fetter Schrift, wenn sie nur wiederholt, was im Telegramm selbst schon gesagt ist? Diese Überschriften verwirren den Leser nur durch die Bank. Die einfache Mitteilung über einen zweitwichtigen Streik wird nicht selten mit den Worten überschrieben: „Es ist losgegangen“ . . . oder „Die Lösung naht heran“, — während in dem Telegramm selbst unklar von einer Eisenbahnerbewegung, ohne Angabe ihrer Ursachen und Ziele die Rede ist. Am nächsten Tag wird dieses Ereignis mit keinem einzigen Wort erwähnt, desgleichen am übernächsten. Wenn der Leser das nächste Mal

über einem Telegramm die Überschrift: „Es ist losgegangen . . .“ findet, so erblickt er darin bereits ein nicht ernst zu nehmendes Verhalten zur Sache, eine billige Zeitungsrenommisterei, und sein Interesse für Telegramme und Zeitungen erlischt. Wenn aber der Chef der Telegrammabteilung fest im Gedächtnis hält, was er gestern und vorgestern drucken ließ, und bemüht ist, den Zusammenhang der Ereignisse und Tatsachen selbst zu verstehen und diesen Zusammenhang dem Leser klar zu machen, so bekommt diese telegraphische Information, selbst wenn sie sehr unvollkommen ist, eine unermessliche erzieherische Bedeutung. Im Kopfe des Lesers sammeln sich allmählich solide tatsächliche Kenntnisse an. Es wird für ihn immer leichter und leichter, neue Tatsachen zu verstehen, und er lernt in der Zeitung in erster Linie die wichtigste Information suchen und finden. Ein Leser, der dies lernt, legt damit einen sehr großen Schritt auf dem Wege seiner kulturellen Entwicklung zurück. Unsere Redaktionen müssen die allergrößte Sorgfalt auf die Abteilung der telegraphischen Informationen verwenden und es erreichen, daß diese in der gebührenden Weise ausgestaltet wird. Nur auf diesem Wege — durch Ausübung eines Druckes und durch das Vorbild der Zeitungen selbst — kann man auch die Korrespondenten der „Rosta“ (Russische Telegraphenagentur) allmählich erziehen.

Einmal wöchentlich, am besten natürlich in der Sonntagsnummer, d. h. an dem Tage, an dem der Arbeiter frei ist, sollten zusammenfassende *Übersichten* der wichtigsten Ereignisse der Woche gegeben werden. Nebenbei bemerkt, wäre eine solche

Arbeit ein vortreffliches Erziehungsmittel für die Abteilungschefs der Zeitungen. So würden sie lernen, den Zusammenhängen der einzelnen Ereignisse sorgfältiger nachzugehen, und das würde wiederum eine günstige Rückwirkung auf die tagtägliche Führung der entsprechenden Abteilung ausüben.

Das Verstehen einer internationalen Zeitungsinformation ist undenkbar ohne wenigstens die grundlegendsten *geographischen* Kenntnisse. Die zuweilen von den Zeitungen gegebenen kleinen geographischen Schemas nützen dem Leser — selbst in jenen Fällen, wo man sie entziffern kann — wenig, wenn ihm die allgemeine Verteilung der Weltteile und Staaten unbekannt ist. Die Landkartenfrage ist unter unseren Verhältnissen, d. h. unter den Verhältnissen der imperialistischen Einkreisung und des Herannahens der Weltrevolution, eine sehr wichtige Frage der öffentlichen Erziehung. In allen oder wenigstens den wichtigsten Räumen, in denen wir Vorlesungen oder Versammlungen veranstalten, sollten speziell für diesen Zweck hergestellte Landkarten mit scharf umrissenen Staatsgrenzen und anderen anschaulichen Angaben über die ökonomische und politische Entwicklung hängen. Vielleicht sollte man auch derartige schematische Karten — nach dem Vorbild der Epoche des Bürgerkrieges — auf einigen Straßen und Plätzen aufstellen. Die Mittel hierfür würden sich sicher finden. Bei uns wurde im Laufe des letzten Jahres aus allen möglichen Anlässen eine unermessliche Anzahl von Fahnen hergestellt. Wäre es nicht besser, für dieses Geld die Fabriken und Werke und dann auch die Dörfer mit politischen Landkarten zu ver-

sorgen? . . . Jeder Vortragende, Redner, Propagandist usw. würde, wenn er England und seine Kolonien nennt, diese sofort auf der Karte zeigen. Ebenso würde er das Ruhrgebiet zeigen. Vor allem wäre dies für den Redner von Nutzen: Er würde ein klareres und festeres Wissen über das haben, wovon er spricht, da er sich selbst vorher über die geographische Lage informieren würde. Die Zuhörer dagegen würden, wenn die Frage selbst sie interessiert, sich unbedingt merken, was ihnen gezeigt worden ist, — wenn nicht gleich nach dem ersten Mal, so nach dem fünften oder zehnten. Von dem Augenblick an aber, wo für den Leser die Worte Ruhr, London, Indien aufhören, bloß leerer Schall zu sein, beginnt er sich ganz anders zu den Telegrammen zu verhalten. Es bereitet ihm bereits Vergnügen, Indien in der Zeitung erwähnt zu finden, von dem er nun schon weiß, wo es liegt. Er steht bereits fester auf den Füßen, prägt sich die Telegramme und politischen Artikel fester ein. Er wird und fühlt sich kultureller. Die instruktiven geographischen Karten werden auf diese Weise zu einem erstklassigen Element der politisch-öffentlichen Erziehung. Der Staatsverlag sollte sich ernsthaft mit dieser Frage befassen.

Doch kehren wir zu der Zeitung zurück. Dieselben Sünden, auf die wir auf dem Gebiete der internationalen Information hinwiesen, lassen sich im allgemeinen auch hinsichtlich der inländischen Information, im besonderen über die Tätigkeit der Sowjet-, Gewerkschafts-, Kooperativ- und anderen Institutionen beobachten. Das unaufmerksame, nachlässige, oberflächliche Verhalten gegenüber dem Leser

kommt auch hier nicht selten in „Kleinigkeiten“ zum Ausdruck, die jedoch von der Art sind, daß sie der ganzen Sache schaden. Die Sowjet- und anderen Institutionen haben bei uns gekürzte Namen und werden zuweilen nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet. Innerhalb der Institutionen selbst oder der mit ihnen in Verbindung stehenden Institutionen ergeben sich hieraus gewisse Bequemlichkeiten in bezug auf Zeit- und Papierersparnis. Aber die breite Lesermasse kann sich in diesen konventionellen Abkürzungen nicht auskennen. Indessen werfen unsere Journalisten, Reporter, Chronisten, jonglierenden Clowns gleich, mit allen möglichen unverständlichen Sowjetwörtern nur so um sich. Da ist z. B. an einer auffälligen Stelle einer Zeitung ein Gespräch mit einem Genossen namens so und so, „Vorsitzender der K. W. A.“, abgedruckt. In dem Artikel werden diese Buchstaben Dutzende von Malen ohne Erklärung wiederholt. Man muß ein gewitzigter Sowjetbürokrat sein, um zu erraten, daß es sich um die „Kommunal-Wirtschafts-Abteilung“ handelt. Der Massenleser aber wird das niemals erraten und wird natürlich achtlos an der Notiz vorübergehen, ja vielleicht die ganze Zeitung ärgerlich beiseite legen. Unsere auf dem Gebiete des Zeitungswesens tätigen Genossen sollten es sich fest einprägen, daß Kürzungen und konventionelle Bezeichnungen nur innerhalb der Grenzen zulässig sind, in denen sie unbedingt verständlich sind; dort dagegen, wo sie die Leute nur verwirren, ist es unverantwortlich und unsinnig, sie anzuwenden.

Die Zeitung soll, wie wir bereits oben sagten, in erster Linie gut informieren (unterrichten). Sie

kann nur durch eine gute, interessante, richtig gestaltete Information belehrend wirken. Vor allem muß man die Tatsachen deutlich, verständlich und markant darlegen: das *Wo*, *Was* und *Wie*. Bei uns aber nimmt man nicht selten an, daß die Ereignisse und Tatsachen schon an und für sich dem Leser bekannt oder aus einer kurzen Andeutung verständlich, oder daß sie überhaupt bedeutungslos sind, und daß die Aufgabe der Zeitung darin bestehe, „aus Anlaß“ dieser Tatsache (die dem Leser unbekannt oder unverständlich ist) einen Schwall von belehrenden Dingen vorzubringen, die schon längst allen bis zum Überdruß bekannt sind. Das geschieht nicht selten auch aus dem Grunde, weil der Verfasser des Artikels oder der Notiz selbst nicht immer genau Bescheid weiß und, um es offen zu sagen, zu faul ist, sich zu erkundigen, die Dinge nachzuprüfen, etwas zu lesen, sich telephonisch zu erkundigen. Darum versucht er um den Kern der Sache herumzugehen und erzählt „aus Anlaß“ dieser Tatsache, daß die Bourgeoisie — Bourgeoisie und das Proletariat — Proletariat ist. Ihr Kollegen von der Zeitung, der Leser fleht euch an, ihn nicht zu instruieren, nicht zu belehren, nicht an ihn zu appellieren, ihn nicht aufzumuntern, sondern ihm klar und verständlich zu erzählen und zu erklären, worum es sich eigentlich handelt! Belehrungen und Appelle werden hieraus ganz von selbst resultieren.

Der Schriftsteller, im besonderen der Zeitungsschriftsteller, muß nicht von sich, sondern vom Leser ausgehen. Das ist ein sehr wichtiger Unterschied, und er kommt in der Gestaltung jedes einzelnen Artikels und der Nummer als Ganzes zum Ausdruck.

In dem einen Falle präsentiert der Schriftsteller (der ungeschickte, seine Aufgabe nicht verstehende Schriftsteller) dem Leser einfach sich selbst, seine Ansichten, Gedanken und nicht selten — nur seine Phrasen. Im anderen Falle führt der Schriftsteller, der seine Aufgabe richtig anfaßt, den Leser zu den notwendigen Schlußfolgerungen, indem er hierfür die tägliche Lebenserfahrung der Massen benützt. Ich will meine Gedanken an einem Beispiel erläutern, das in der Besprechung der Moskauer Agitatoren angeführt wurde. In diesem Jahre wütet bei uns, wie bekannt, eine sehr heftige Malariaepidemie. Während unsere alten, traditionellen Epidemien: Typhus, Cholera usw. im Laufe der letzten Zeit außerordentlich zurückgegangen sind und im Vergleich zur Vorkriegszeit sogar abgenommen haben, hat die Malaria noch nie dagewesene Ausmaße angenommen. Ganze Städte, Rayons, Fabriken usw. sind von ihr erfaßt worden. Durch ihr plötzliches Auftreten, ihre Ebben und Fluten, die Periodizität (Regelmäßigkeit) ihrer Anfälle, wirkt die Malaria nicht nur auf die Gesundheit, sondern auch auf die Einbildungskraft. Es wird über sie geredet, über sie nachgedacht, und sie bereitet im gleichen Maße den Boden sowohl für den Aberglauben als auch für die wissenschaftliche Propaganda vor. Aber unsere gesamte Presse interessierte und interessiert sich zu wenig für diese Tatsache. Indessen war das Erscheinen jedes Artikels über die Malaria, wie die Moskauer Genossen erzählten, Gegenstand des lebhaftesten Interesses: die Zeitungsnummer ging von Hand zu Hand, der Artikel wurde vorgelesen usw. Es ist ganz klar, daß unsere Presse, sich nicht auf

die sanitär-propagandistische Tätigkeit des Volkskommissariats für Gesundheitswesen beschränkend, aus diesem Anlaß eine umfassende selbständige Tätigkeit entfalten muß. Es muß mit der Darstellung des Verlaufes der Epidemie selbst, der Aufzählung der Rayons ihrer Verbreitung, der von ihr besonders heimgesuchten Fabriken, Werke usw. begonnen werden. Schon allein dadurch wird eine lebendige Verbindung mit den rückständigsten Massen hergestellt, indem man ihnen zeigt, daß man um ihre Existenz weiß, sich für sie interessiert und daß sie nicht vergessen sind. Ferner muß die Malaria vom naturwissenschaftlichen und sozialen Gesichtspunkt beleuchtet werden, es muß ihre Verbreitung im Zusammenhang mit bestimmten Lebens- und Produktionsbedingungen festgestellt werden; dies muß an Dutzenden von Beispielen gezeigt werden, die von den entsprechenden Staatsorganen durchgeführten Maßnahmen müssen richtig beleuchtet werden, es müssen die richtigen Ratschläge erteilt, von Nummer zu Nummer nachdrücklich wiederholt werden usw. Auf dieser konkreten Grundlage kann und muß die Propaganda z. B. gegen die religiösen Vorurteile entfaltet werden. Wenn Epidemien, wie überhaupt Krankheiten, eine Strafe für unsere Sünden wären, warum verbreitet sich dann die Malaria innerhalb der einen Produktionszweige mehr als innerhalb der anderen, in feuchten Gegenden stärker und in trockenen schwächer? Eine auf Tatsachen beruhende Verbreitungskarte der Malaria mit den notwendigen sachlichen Erläuterungen wäre eine vortreffliche Waffe der antireligiösen Propaganda. Die Wirkungskraft dieser Waffe ist um so wuch-

tiger, wenn die Frage gleichzeitig breite Kreise von Werktätigen, und zwar sehr akut beschäftigt.

Die Zeitung hat kein Recht, sich nicht für das zu interessieren, wofür sich die Masse, der Arbeiter auf der Straße, interessiert. Selbstverständlich kann und muß unsere Zeitung die Tatsachen von sich aus beleuchten, denn sie ist dazu berufen, zu erziehen, zu heben, zu entwickeln. Aber sie wird ihr Ziel nur in dem Falle erreichen, wenn sie von Tatsachen, Gedanken und Stimmungen ausgehen wird, die den Massenleser bei der Seele packen.

Es unterliegt z. B. keinem Zweifel, daß Gerichtsprozesse und sogenannte „Ereignisse“: Unglücksfälle, Selbstmorde, Morde, Eifersuchtsdramen usw. das Denken und Fühlen breiter Bevölkerungskreise außerordentlich erregen. Und es ist auch nicht zu verwundern: das alles sind grelle Ausschnitte aus dem lebendigen Leben. Dabei legt unsere Presse für dies alles in der Regel außerordentlich wenig Aufmerksamkeit an den Tag und bringt bestenfalls nur einige Zeilen in Petit (Kleindruck). Die Folge davon ist, daß die Straße ihre Information aus weniger guten Quellen bezieht und zusammen mit der Information eine Beleuchtung von Tatsachen von schlechter Qualität erhält. Ein Familiendrama, ein Selbstmord, ein Mord, ein Prozeß mit einem harten Urteil, packen die Einbildungskraft und werden sie packen. „Der Prozeß Komarow hat für eine Zeitlang sogar Curzon in den Schatten gestellt“, schreiben Genossin Lagutina und Genosse Kasanski (Tabakfabrik „Roter Stern“). Unsere Presse muß allen solchen Tatsachen die größte Aufmerksamkeit widmen: sie schildern, be-

leuchten und erklären. Man muß an die Dinge sowohl von der psychologischen als auch von der alltäglichen und sozialen Seite herantreten. Dutzende und Hunderte abstrakter Artikel, die „offizielle“ Gemeinplätze über die Bürgerlichkeit der Bourgeoisie oder über den Stumpfsinn der kleinbürgerlichen Familienordnung wiederholen, finden im Bewußtsein des Lesers keinen Widerhall — ähnlich wie ein gewohnter und langweiliger Herbstregen. Aber ein geschickt wiedergegebener und in einer Reihe von Artikeln beleuchteter Gerichtsprozeß, der aus einem Familiendrama hervorgegangen ist, kann Tausende von Lesern packen und in ihnen neue, frischere und umfassendere Gedanken und Gefühle wecken. Hier nach würden vielleicht einige unter den Lesern gern einen allgemeinen Artikel über das Thema „Familie“ lesen. Die gelbe bürgerliche Presse macht aus Morden und Vergiftungen einen Gegenstand gewinnsüchtiger Sensation, indem sie auf die ungesunde Neugierde und überhaupt die schlechten Instinkte der Menschen spekuliert. Hieraus folgt aber durchaus noch nicht, daß man einfach der Neugierde des Menschen und überhaupt seinen Instinkten den Rücken kehren soll. Das wäre reinste Heuchelei und Scheinheiligkeit. Wir sind die Partei der Massen, wir sind der revolutionäre Staat, keinesfalls aber ein geistlicher Orden und auch kein Kloster. Unsere Zeitungen müssen nicht nur die Wißbegierde höheren Typs, sondern auch die natürliche Neugierde befriedigen; es ist nur notwendig, daß sie diese hierbei heben und sie durch entsprechende Auswahl des Materials und Beleuchtung der Frage veredeln. Solche Artikel und Notizen

werden überall und allenthalben sehr viel gelesen. In der Sowjetpresse aber fehlen sie fast gänzlich. Man wird mir sagen, daß es hierzu an den erforderlichen literarischen Kräften fehle. Das trifft nur teilweise zu. Diese Arbeitskräfte entstehen, wenn die Aufgabe richtig und deutlich gestellt ist. Vor allem muß unsere Aufmerksamkeit eine ernsthafte Schwenkung machen. Eine Schwenkung, in welcher Richtung? In der Richtung zum Leser, zum lebendigen Leser, so wie er ist, dem von der Revolution geweckten, aber ungebildeten, wenig kulturellen Massenleser, der vieles zu lernen bestrebt ist, aber durch die Bank hilflos ist und in einer niederen Sphäre ein lebendiger Mensch bleibt, dem nichts Menschliches fremd ist. Dieser Leser verlangt nachdrücklichst Aufmerksamkeit für sich selbst, obwohl er dies nicht immer auszudrücken versteht. Doch haben die 25 Agitatoren und Massenorganisatoren des Moskauer Komitees unserer Partei dies vortrefflich für ihn zum Ausdruck gebracht. Ich habe hier nur einen Teil von dem dargelegt, was diese gesagt haben — vorläufig nur einen geringen Teil.

II.

Der Mensch lebt nicht von „Politik“ allein.

Diesen einfachen Gedanken müssen wir uns ganz klar machen und ihn unter keinen Umständen in unserer mündlichen und Presseagitation und Propaganda vergessen. Andere Zeiten — andere Lieder. Die vorrevolutionäre Geschichte unserer Partei war die Geschichte der revolutionären Politik. Parteiliteratur, Parteiorganisationen — durchweg alles stand unter der Losung der Politik im direkten und unmittelbarsten Sinne, im engsten Sinne dieses Wortes. Die Jahre des revolutionären Umsturzes und des Bürgerkrieges verliehen den politischen Interessen und Aufgaben einen noch schärferen und gespannteren Charakter. Im Laufe dieser Jahre sammelte die Partei in ihren Reihen die aktivsten Elemente der Arbeiterklasse. Die *wichtigsten* politischen Schlußfolgerungen aus diesen Jahren sind jedoch der Arbeiterklasse im ganzen klar. Die nackte Wiederholung dieser Schlußfolgerungen bietet ihr bereits nichts mehr, ja sie verwischt sogar eher die Lehren der Vergangenheit in ihrem Bewußtsein. Nach der Eroberung der Macht und ihrer Festigung infolge des Bürgerkrieges verschoben

sich unsere Hauptaufgaben in das Gebiet der wirtschaftlich-kulturellen Aufbauarbeit, sie komplizierten sich, zersplitterten sich, wurden detaillierter und gewissermaßen „prosaischer“. Zugleich aber wird unser ganzer vorhergehender Kampf, mit allen seinen Mühen und Opfern, nur in dem Maße gerechtfertigt werden, wie wir lernen werden, unsere partiellen, alltäglichen „Kultur“aufgaben uns richtig zu stellen und sie zu lösen.

In der Tat: was eigentlich hat die Arbeiterklasse durch den bisherigen Kampf erreicht und gesichert?

1. Die Diktatur des Proletariats (mit Hilfe des von der Kommunistischen Partei geleiteten Arbeiter- und Bauernstaats).
2. Die Rote Armee, als materielle Stütze der Diktatur des Proletariats.
3. Die Nationalisierung der wichtigsten Produktionsmittel, ohne die die Diktatur des Proletariats eine leere Form ohne Inhalt wäre.
4. Das Monopol des Außenhandels, das eine notwendige Bedingung der sozialistischen Aufbauarbeit unter der kapitalistischen Einkreisung ist.

Diese vier Elemente, die unwiderruflich erobert sind, bilden den stählernen Rahmen unserer Arbeit. Dank diesem Rahmen wird jeder unserer wirtschaftlichen oder kulturellen Erfolge — wenn es ein wirklicher und nicht nur ein vermeintlicher Erfolg ist — notwendigerweise zu einem Bestandteil des sozialistischen Bauwerks.

Worin besteht denn heute unsere Aufgabe, was müssen wir vor allem lernen, was anstreben? Wir müssen ordentlich arbeiten lernen: exakt, sauber, ökonomisch. Wir brauchen Kultur in der Arbeit, Kultur im Leben, Kultur im Alltagsleben. Die Herrschaft der Exploiteure haben wir — nach langer Vorbereitung — durch den Hebel des bewaffneten Aufstands gestürzt. Aber es gibt keinen Hebel, um die Kultur mit einem Schlag zu heben. Hier bedarf es eines langen Prozesses der Selbsterziehung der Arbeiterklasse, und mit ihr zusammen und nach ihr auch der Bauernschaft. Über diese Richtungsänderung unserer Aufmerksamkeit, unserer Bemühungen, unserer Methoden, schreibt Genosse Lenin folgendes in seinem Artikel über die Kooperation:

„.... Wir sind gezwungen, eine radikale Veränderung unseres ganzen Standpunktes in bezug auf den Sozialismus zuzugeben. Diese radikale Veränderung besteht darin, daß wir früher das Schwergewicht auf den politischen Kampf, die Revolution, die Eroberung der Macht usw. legten und legen mußten. Jetzt aber verändert sich der Schwerpunkt derartig, daß er in der friedlichen organisatorischen Kulturarbeit zu liegen kommt. Ich bin bereit, zu sagen, daß der Schwerpunkt für uns in die Kulturarbeit verlegt werden müßte, wenn die internationalen Verhältnisse, die Pflicht für unsere Position im internationalen Maßstab zu kämpfen, nicht beständen. Wenn man das aber beiseite läßt und sich auf die inneren ökonomischen Verhältnisse beschränkt, so kommt bei uns tatsächlich das Schwergewicht in der Kulturarbeit zu liegen.“

Wir werden also nur durch die Aufgaben un-

serer internationalen Situation von der Kulturarbeit abgelenkt, und auch das ist, wie wir gleich sehen werden, nur zum Teil der Fall. Der wichtigste Faktor ist in unserer internationalen Lage die staatliche Verteidigung, d. h. vor allem die Rote Armee. Aber auf diesem äußerst wichtigen Gebiet läuft unsere Aufgabe gegenwärtig wiederum zu neun Zehnteln auf Kulturarbeit hinaus: das Niveau der Armee muß gehoben werden, sie muß schlechtweg des Lesens und Schreibens kundig werden, sie muß in der Benützung von Nachschlagewerken, Büchern, Karten unterwiesen werden, sie muß in erhöhtem Maße an Sauberkeit, Genauigkeit, Ordentlichkeit, Sparsamkeit, Beobachtung gewöhnt werden. Es gibt keine wundertätigen Mittel, die diese Aufgabe auf einen Schlag lösen könnten. Der Versuch, nach Beendung des Bürgerkrieges, beim Übergang zur neuen Epoche unserer Arbeit eine rettende „proletarische Kriegsdoktrin“ zu schaffen, war der greilste und schreiendste Ausdruck des Nichtverstehens der Aufgaben der neuen Epoche. Sehr nahe verwandt hiermit sind die hoffärtigen Pläne, auf dem Laboratoriumsweg eine „proletarische Kultur“ zu schaffen. In diesem Suchen nach dem Stein der Weisen vereinigt sich die Verzweiflung über unsere Rückständigkeit mit dem Glauben an Wunder, der schon an und für sich ein Merkmal von Rückständigkeit ist. Aber wir haben gar keinen Grund zur Verzweiflung, und es ist höchste Zeit, auf den Wunderglauben und auf kindisches Puschertum im Geiste „proletarischer Kulturen“ oder „proletarischer Kriegsdoktrinen“ zu verzichten. Es muß im Rahmen der proletarischen Diktatur tagtägliche kulturelle und

kulturfördernde Arbeit entfaltet werden, die allein den Haupterrungenschaften der Revolution den sozialistischen Inhalt sichern kann. Wer dies nicht begriffen hat, spielt eine reaktionäre Rolle in der Entwicklung des Parteidenkens und der Parteiarbeit.

Wenn Genosse Lenin sagt, daß heute unsere Aufgaben nicht so sehr auf politischem als auf kulturellem Gebiet liegen, so muß man sich, zur Vermeidung einer falschen Auslegung seines Gedankens, hinsichtlich der Terminologie einigen. In gewissem Sinne wird alles von der Politik beherrscht. Schon der Rat des Genossen Lenin, die Aufmerksamkeit von der Politik auf die Kultur zu übertragen, ist ein *politischer* Rat. Wenn die Arbeiterpartei in diesem oder jenem Lande zu dem Schluß kommt, daß es notwendig sei, in dem gegebenen Moment ökonomische und nicht politische Forderungen in den Vordergrund zu stellen, so hat schon dieser Entschluß politischen Charakter. Es ist ganz klar, daß das Wort „Politik“ hier in zwei verschiedenen Bedeutungen benutzt wird; erstens im breiten materialistisch-dialektischen Sinne, der die Gesamtheit aller leitenden Ideen, Methoden und Systeme umfaßt, die der Kollektivtätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die Richtung geben; zweitens im engen und speziellen Sinne, der einen bestimmten Teil der öffentlichen Tätigkeit charakterisiert, die unmittelbar mit dem Kampfe um die Macht verknüpft ist und der ökonomischen, kulturellen u. a. Arbeit gegenübergestellt wird. Als Genosse Lenin schrieb, daß die Politik konzentrierte Ökonomie sei, hatte er die Politik im breiten philosophischen

Sinne im Auge. Wenn Genosse Lenin sagte: „Weniger Politik, mehr Ökonomie“, so meinte er die Politik im engen und speziellen Sinne. Sowohl die eine als auch die andere Anwendung des Wortes ist berechtigt, insofern als sie durch den Brauch fest sanktioniert ist. Man muß nur deutlich verstehen, wovon in jedem gegebenen Falle die Rede ist.

Die kommunistische Organisation ist eine politische Partei im breiten historischen oder, wenn man will, philosophischen Sinn des Wortes. Die anderen heutigen Parteien sind hauptsächlich in jenem Sinne politisch, als sie (kleine) Politik betreiben. Die Verlegung der Aufmerksamkeit unserer Partei auf die *kulturelle* Arbeit bedeutet deshalb durchaus nicht eine Schwächung der *politischen Rolle* der Partei. Die historisch ausschlaggebende (d. h. politische) Rolle der Partei wird gerade in der planmäßigen Verlegung der Aufmerksamkeit auf die kulturelle Arbeit und in der Leitung dieser Arbeit zum Ausdruck kommen. Nur im Resultat vieler vieler Jahre innerlich erfolgreicher und äußerlich gesicherter sozialistischer Arbeit könnte sich die Partei allmählich von der Hülle der Parteihaftigkeit befreien und sich im sozialistischen Gemeinwesen auflösen. Bis dahin aber ist es noch so weit, daß gar nicht daran zu denken ist. . . . Für die nächstliegende Epoche muß die Partei ihre Grundzüge voll und ganz bewahren: geistiger Zusammenschluß, Zentralisation, Disziplin und als Resultat hiervon — Kampffähigkeit. Aber gerade diese unschätzbaren Eigenschaften der kommunistischen Parteihaftigkeit können unter den neuen Verhältnissen nur auf der Grundlage einer immer voll-

ständigeren, geschickteren, genauer und detaillierter werdenden Befriedigung der wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse und Nöte erhalten bleiben und zur Entfaltung kommen. Gerade in Übereinstimmung mit diesen Aufgaben, die heute die dominierende Rolle in unserer Politik spielen müssen, gruppiert und verteilt die Partei ihre Kräfte und erzieht die junge Generation. Mit anderen Worten, die große Politik fordert, daß der Arbeit der Agitation, Propaganda, Kräfteverteilung, Ausbildung und Erziehung heute die Aufgaben und Bedürfnisse der Ökonomie und Kultur, nicht aber der „Politik“ im engen und speziellen Sinne dieses Wortes zugrunde gelegt werden.

* * *

Das Proletariat stellt eine mächtige soziale Einheit dar, die sich vollständig und endgültig in den Perioden angespannten revolutionären Kampfes für die Ziele der ganzen Klasse entfaltet. Aber innerhalb dieser Einheit beobachten wir zugleich eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und sogar eine nicht geringe Verschiedenartigkeit. Vom unwissenden und analphabetischen Dorfhirten bis zum hochqualifizierten Maschinisten gibt es eine große Zahl Qualifikationen, Kulturniveaus und Fertigkeiten des Alltagslebens. Schließlich setzt sich jede Schicht, jede Zunft, jede Gruppe aus lebenden Menschen verschiedenen Alters mit verschiedener Vergangenheit und verschiedenem Temperament zusammen. Wenn es diese Mannigfaltigkeit nicht gäbe, so wäre die Arbeit der kommunistischen Partei auf dem Gebiete der Vereinigung und Erziehung des

Proletariats die einfachste Sache. Wie schwierig sie aber in Wirklichkeit ist, das sehen wir in Westeuropa. Man kann sagen, daß je reicher die Geschichte eines Landes und damit auch die Geschichte der Arbeiterklasse selbst ist, je mehr Erziehung, Traditionen, Fertigkeiten sie hat, je mehr alte Gruppierungen es in ihr gibt, desto schwieriger es auch ist, sie zu einer revolutionären Einheit zusammenzuschließen. Unser Proletariat ist sehr arm an Geschichte und Tradition. Das hat zweifellos seine revolutionäre Vorbereitung für die Oktoberrevolution erleichtert. Das hat aber auch zugleich seine Aufbauarbeit nach dem Oktober erschwert. Unserem Arbeiter fehlt es — mit Ausnahme seiner obersten Schicht — durch die Bank an den einfachsten kulturellen Fertigkeiten und Kenntnissen (in bezug auf Sauberkeit, Lese- und Schreibkundigkeit, Genauigkeit usw.). Der europäische Arbeiter hat sich diese Fertigkeiten im Laufe langer Zeit langsam im Rahmen der bürgerlichen Ordnung erworben: darum ist er — durch seine obersten Schichten — auch so stark mit der bürgerlichen Ordnung mit ihrer Demokratie, der freien kapitalistischen Presse und anderen Wohltaten, verwachsen. Unserem Arbeiter dagegen konnte unsere verspätete bürgerliche Gesellschaftsordnung fast nichts mehr hiervon geben: darum fiel es dem Proletariat Rußlands auch leichter, mit der bürgerlichen Gesellschaftsordnung zu brechen und sie umzustürzen. Aus eben demselben Grunde aber ist unser Proletariat in seiner Mehrheit gezwungen, die einfachsten kulturellen Fertigkeiten erst heute, d. h. bereits auf der Grundlage des sozialistischen Arbeiterstaates, zu erwerben und zu sammeln.

Die Geschichte gibt einem nichts umsonst: und wenn sie auf das eine — die Politik — Rabatt gewährt, so nimmt sie ein übriges für etwas anderes — für die Kultur. Je leichter — natürlich nur relativ — dem russischen Proletariat der revolutionäre Umsturz geworden ist, desto schwieriger wird ihm die sozialistische Aufbauarbeit. Dafür verleiht aber der von der Revolution geschmiedete Rahmen unseres neuen sozialen Lebens, der durch die vier Grundelemente charakterisiert wird (siehe Anfang dieses Kapitels) allen ehrlichen, eine vernünftige Richtung einschlagenden Bemühungen auf dem Gebiete der Wirtschaft und Kultur einen objektiv sozialistischen Charakter. Unter der bürgerlichen Gesellschaftsordnung bereicherte der Arbeiter, ohne es zu wollen und zu beabsichtigen, die Bourgeoisie um so mehr, je besser er arbeitete. Im Sowjetstaat leistet der gewissenhafte und gute Arbeiter, ohne daran zu denken und sich darum zu kümmern (wenn er ein parteiloser und unpolitischer ist), sozialistische Arbeit und vergrößert die Mittel der Arbeiterklasse. Darin besteht ja gerade der Sinn des Oktoberumsturzes, und in diesem Sinn hat die neue ökonomische Politik keine Veränderung hineingetragen.

Es gibt sehr viele parteilose Arbeiter, die der Produktion, der Technik und der Werkbank tief ergeben sind. Man kann nur bedingt von ihrem „Apolitizismus“, d. h. vom Fehlen des Interesses für die Politik bei ihnen sprechen. In allen wichtigen und schwierigen Momenten der Revolution standen sie auf unserer Seite. In der erdrückenden Mehrheit erschrecken sie nicht vor dem Oktober, desertierten

nicht, verübten nicht Verrat. Während des Bürgerkrieges standen viele von ihnen an den Fronten, während andere wieder ehrlich für die Bewaffnung der Armee arbeiteten. Dann gingen sie zur Friedensarbeit über. Man nennt sie — und nicht ohne gewissen Grund — unpolitisch, weil für sie das produktiv-zünftlerische oder Familieninteresse, wenigstens in der gewöhnlichen „ruhigen“ Zeit, über dem politischen steht. Jeder von ihnen will ein guter Arbeiter werden, sich in seiner Arbeit vervollkommen, in eine höhere Kategorie emporsteigen, sowohl zur Verbesserung der Lage seiner Familie, als auch aus berechtigtem Berufsehrgeiz. Jeder von ihnen leistet hierbei, wie wir bereits sagten, sozialistische Arbeit, ohne sich dieses Ziel zu setzen. Aber wir, die Kommunistische Partei, haben ein Interesse daran, daß diese in der Produktion tätigen Arbeiter ihre tagtägliche produktive Teilarbeit bewußt mit den Aufgaben des sozialistischen Aufbaus als Ganzes verbinden. Im Resultat einer solchen Verknüpfung würden die Interessen des Sozialismus besser gesichert sein, während die mit der Kleinarbeit des Aufbaues Beschäftigten eine tiefere moralische Befriedigung haben würden.

Wie aber soll man das erreichen? Rein politisch ist es schwer, an diesen Arbeitertyp heranzutreten. Er hat schon alle Reden angehört. Es zieht ihn nicht in die Partei. Seine Gedanken sind bei der Werkbank, — und er ist nicht besonders mit jenen Zuständen zufrieden, die vorläufig rings um diese Werkbank, in der Werkstatt, in der Fabrik, im Trust herrschen. Solche Arbeiter bemühen sich, allen Dingen durch selbständiges Denken auf den

Grund zu kommen, leben oftmals zurückgezogen, und aus ihrer Mitte gehen die autodidaktischen Erfinder hervor. Von der Politik her kann man nicht an ihn herantreten, wenigstens kann man ihn jetzt nicht bei der Seele packen, dafür kann und muß man aber an ihn von der Produktion und Technik her herantreten.

Genosse Koljzow (Moskauer Rayon Krasnaja Presnja), einer der Teilnehmer der bereits erwähnten Besprechung der Moskauer Massenagitatoren, wies auf den bei uns herrschenden, außerordentlichen Mangel an Sowjetlehrbüchern, Leitfäden zum Selbstunterricht und Lehrmitteln für die einzelnen technischen Spezialgebiete und Handwerke hin. Die alten Bücher dieser Art sind vergriffen, außerdem sind manche von ihnen technisch rückständig, während sie politisch gewöhnlich von knechtisch-kapitalistischem Geiste durchdrungen sind. Die neuen Lehrmittel dieser Art aber kann man an den Fingern herzählen; es ist schwer, sie aufzutreiben, da sie zu verschiedener Zeit von verschiedenen Verlagen und Behörden ohne jeglichen gemeinsamen Plan herausgegeben wurden. In technischer Hinsicht sind sie nicht immer geeignet, sind nicht selten allzu theoretisch, akademisch, während es ihnen in politischer Hinsicht gewöhnlich an jeglicher Farbe fehlt, da sie im Grunde genommen nur maskierte Übersetzungen aus fremden Sprachen sind. Wir aber brauchen eine Reihe neuer Taschenlehrbücher — für den Sowjetschlosser, für den Sowjetdreher, für den Sowjetelektromonteur usw. usw. Diese Lehrbücher müssen unserer heutigen Technik und Ökonomie angepaßt sein, sie müssen sowohl unsere Armut, als

auch unsere großen Möglichkeiten berücksichtigen, müssen bestrebt sein, unserer Industrie neue, rationellere Methoden und Fertigkeiten aufzupflanzen. Sie müssen in mehr oder weniger starkem Maße sozialistische Perspektiven eröffnen — vom Gesichtspunkt der Bedürfnisse und Interessen der Technik selbst (hierher gehören die Fragen der Normalisierung, Elektrifizierung, Planwirtschaft). Die sozialistischen Ideen und Schlußfolgerungen müssen in solchen Ausgaben einen organischen Teil der praktischen Theorie des gegebenen Arbeitszweiges bilden, keineswegs aber den Charakter äußerlicher, aufdringlicher Agitation annehmen. Das Bedürfnis nach solchen Ausgaben ist ein ungeheures. Es geht hervor aus der Not der qualifizierten Arbeiter und aus dem Bestreben der Arbeiter selbst, ihre Qualifikation zu verstehen. Dieses Bedürfnis ist verschärft worden durch die Unterbrechung der Produktionsstetigkeit in den Jahren des imperialistischen und des Bürgerkrieges. Hier erhebt sich vor uns eine sehr dankbare und wichtige Aufgabe.

Man darf natürlich die Augen nicht dem gegenüber verschließen, daß es nicht leicht ist, eine Serie solcher Lehrbücher zu schaffen. Die praktischen Arbeiter, selbst solche hoher Qualifikation, sind unfähig, Lehrbücher zu schreiben. Die technischen Schriftsteller, die diese Arbeit übernehmen, kennen sie oftmals nicht von der praktischen Seite. Schließlich sind unter ihnen wenig sozialistisch denkende Leute. Nichtsdestoweniger ist diese Aufgabe lösbar, jedoch nicht mit „einfachen“, d. h. routinenhaften, sondern mit kombinierten Mitteln. Um ein

Lehrbuch zu schreiben oder es wenigstens zu revidieren, muß ein Kollegium gebildet werden, sagen wir einmal ein Dreierausschuß aus einem technisch gebildeten Fachschriftsteller, der nach Möglichkeit den Zustand des entsprechenden Gebiets unserer Produktion kennt oder fähig ist, es kennen zu lernen; aus einem hochqualifizierten Arbeiter des gleichen Produktionszweiges mit Produktionsinteressen und nach Möglichkeit mit Erfinderbegabung; und aus einem marxistischen Schriftsteller, einem Politiker, mit einigen produktiv-technischen Interessen und Kenntnissen. Auf diese oder eine ähnliche Weise muß eine Musterbibliothek produktiv-technischer Lehrmittel (nach Berufsarten) geschaffen werden, — die selbstverständlich gut gedruckt, gut broschiert, im Format bequem und nicht teuer sein müssen. Eine solche Bibliothek würde eine doppelte Rolle spielen: sie würde zur Erhöhung der Qualifikation der Arbeit und folglich zu Erfolgen des sozialistischen Aufbaus beitragen; sie würde zugleich helfen, eine sehr wertvolle Gruppe in der Produktion tätiger Arbeiter mit der Sowjetwirtschaft als Ganzes und folglich auch mit der Kommunistischen Partei zu verknüpfen.

Die Sache kann sich selbstverständlich nicht allein auf eine Serie von Lehrmitteln beschränken. Wir hielten uns so ausführlich bei diesem Einzelbeispiel auf, weil es, wie es scheint, ein ziemlich anschauliches Beispiel eines neuen Weges in Übereinstimmung mit den neuen Aufgaben der heutigen Periode gibt. Der Kampf um die geistige Gewinnung der „unpolitischen“ Produktionsproletarier kann und muß mit verschiedenen Mitteln betrieben wer-

den. Es sind technisch-wissenschaftliche, nach Produktionen spezialisierte Wochen- und Monatszeitschriften notwendig, es sind wissenschaftlich-technische Vereine notwendig, die auf diesen Arbeiter zugeschnitten sind. Nach ihm muß sich zur guten Hälfte unsere Gewerkschaftspresse richten, soweit sie eine Presse sein will, die nicht nur für das Dienstpersonal der Gewerkschaften bestimmt ist. Aber das überzeugendste politische Argument für Arbeiter dieses Typs ist jeder unserer praktischen Erfolge auf dem Gebiete der Industrie, jede reale Arbeitsregelung in der Fabrik oder Werkstatt, jede durchdachte Bemühung der Partei in dieser Richtung.

Die politische Weltanschauung des uns gegenwärtig interessierenden Produktionsarbeiters kann man etwa durch folgende Formulierung der von ihm nicht selten ausgesprochenen Gedanken zum Ausdruck bringen: „Was die Revolution und den Sturz der Bourgeoisie anbelangt, so braucht man gar nicht davon zu reden, das ist in der Ordnung, das ist ein für allemal geschehen. Wir brauchen die Bourgeoisie nicht. Die menschwistische und anderen Kommis der Bourgeoisie brauchen wir auch nicht. Was die „Freiheit der Presse“ anbelangt, so ist das nicht so wichtig, es handelt sich nicht darum. Wie aber werden wir mit der Wirtschaft fertig werden? Ihr Kommunisten habt die Leitung in die Hand genommen. Eure Ziele und Pläne sind gut — das wissen wir; wiederholt es nicht, wir haben es gehört, wir sind einverstanden, wir werden euch unterstützen; wie aber wollt ihr diese Aufgaben in der Praxis lösen? Bis jetzt war es mehr als einmal

der Fall, man braucht es nicht zu verhehlen, daß ihre Finger dort hättet, wo sie nicht hingehörten. Wir wissen, wir wissen, es läßt sich nicht alles auf einmal machen, man muß lernen, Fehler sind unvermeidlich. Das ist schon einmal so. Und wenn wir die Verbrechen der Bourgeoisie duldeten, um so mehr werden wir die Fehler der Revolution ertragen. Doch darf das nicht endlos so bleiben. Unter euch Kommunisten gibt es ja auch verschiedene Leute, wie unter uns sündigen Menschen: die einen lernen wirklich, verhalten sich gewissenhaft zur Sache, sind bemüht, zu einem praktischen wirtschaftlichen Resultat zu gelangen, während die anderen uns nur mit leeren Reden beruhigen. Und jene, die nur leere Reden führen, richten nicht wenig Schaden an, weil ihnen die Arbeit unter den Fingern wegläuft.“ So also sieht dieser Typ aus: ein strebsamer, eifriger Dreher oder Schlosser oder Gießer, der sich für seine Arbeit interessiert, kein Enthusiast, in der Politik eher passiv, aber nachdenklich, kritisch gestimmt, zuweilen etwas skeptisch, aber stets seiner Klasse treu — ein hochwertiger Proletarier. Auf diesen Typ muß die Partei ihren Kurs in der gegenwärtigen Epoche ihrer Arbeit richten. Der Grad der Gewinnung dieser Schicht durch uns — in der Praxis, in der Wirtschaft, in der Produktion, in der Technik — wird der sicherste politische Gradmesser unserer Erfolge auf dem Gebiete der Kulturarbeit, dieses Wort im breiten Leninschen Sinne verstanden, sein.

Die Orientierung auf den tüchtigen Arbeiter widerspricht natürlich durchaus nicht der zweitwichtigen Aufgabe der Partei: die junge Generation des Proletariats zu gewinnen. Denn gerade die

junge Generation wächst unter den Bedingungen einer bestimmten Periode heran, formiert sich, erstarkt und wird gestählt auf dem Gebiete der Lösung bestimmter Aufgaben. Die junge Generation muß vor allem eine Generation hochqualifizierter und ihre Arbeit liebender Arbeiter sein. Sie muß im Bewußtsein dessen heranwachsen, daß ihre Produktionsarbeit zugleich ein Dienst am Sozialismus ist. Das Interesse für die eigene berufliche Ausbildung, das Bestreben, in seiner Arbeit Meister zu werden, wird natürlich in den Augen der Jugend die Autorität der tüchtigen Arbeiter aus der Zahl der „Alten“ sehr stark heben, die, wie bereits gesagt, in ihrer Mehrheit heute außerhalb der Partei bleiben. Die Orientierung auf den tüchtigen, gewissenhaften, fähigen Arbeiter wird folglich zugleich zur Direktive der Erziehung des proletarischen Jugendlichen. Ohne das wäre eine Vorwärtsbewegung zum Sozialismus unmöglich.

III.

Um das Leben umzugestalten, muß man es erst kennenlernen.

An den Fragen des Alltagslebens sieht man am deutlichsten, in welchem Maße der einzelne Mensch ein Produkt der Verhältnisse und nicht ein Schöpfer derselben ist. Das Leben, d. h. die Lebensverhältnisse und die Lebensordnung, entsteht in noch stärkerem Maße als die Ökonomie „hinter dem Rücken der Menschen“ (ein Ausdruck von Marx). Das bewußte Schöpfertum auf dem Gebiete des Alltagslebens nahm in der Geschichte der Menschheit einen geringen Platz ein. Das Alltagsleben setzt sich zusammen aus der angesammelten spontanen Erfahrung der Menschen, es verändert sich ebenso spontan unter der Wirkung von Stößen, die von der Technik ausgehen, oder von gelegentlichen Stößen von seiten des revolutionären Kampfes, und spiegelt in Summa viel mehr die Vergangenheit der menschlichen Gesellschaft als ihre Gegenwart wider.

Unser Proletariat ist nicht alt, ist kein Erbproletariat, es ist im Laufe der letzten Jahrzehnte aus der Bauernschaft und nur teilweise aus dem Kleinbürgertum hervorgegangen. Die Lebensweise unseres Proletariats spiegelt deutlich diese seine

soziale Herkunft wider. Es genügt, sich an die Sittenschilderungen Glib Uspenskis, „Typen der Rasterjajew-Straße“, zu erinnern. Was charakterisiert die Einwohner der Rasterjajew-Straße, d. h. die Tulaer Arbeiter des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts? Das sind Kleinbürger oder Bauern, die in ihrer Mehrzahl die Hoffnung verloren haben, selbständig zu werden: eine Mischung von kulturlosem Kleinbürgertum und Barfüßlertum. Seit jener Zeit hat das Proletariat eine ungeheuerere Bewegung vollbracht, — viel mehr jedoch in der Politik, als in Lebenssitten und Gebräuchen. Die Lebensweise ist furchtbar konservativ. Natürlich besteht die Rasterjajew-Straße nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form. Die bestialische Behandlung der Lehrlinge, die Kriecherei vor den Arbeitgebern, die wahnsinnige Trunksucht, das Straßenrowdytum zu den verwegenen Tönen der Ziehharmonika, das alles gibt es heute nicht mehr. Aber in den Beziehungen zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, in der von der ganzen Welt abgeschlossenen Familienwirtschaft selbst ist das „Rasterjajewtum“ noch tief verwurzelt. Es sind noch Jahre und Jahrzehnte ökonomischen Wachstums und kulturellen Aufschwungs notwendig, um das „Rasterjajewtum“ aus seinem letzten Schlupfwinkel — dem persönlichen und dem Familienleben — zu vertreiben und dieses von oben bis unten im Geiste des Kollektivismus umzugestalten.

Die Fragen des Familienlebens waren Gegenstand besonders eifriger Erörterungen auf der bereits erwähnten Besprechung der Moskauer Massenagitatoren. In dieser Hinsicht hatten alle vieles

auf dem Herzen. Die Zahl der Eindrücke, Beobachtungen und hauptsächlich Probleme ist groß, aber es gibt nicht nur keine Antwort auf sie, sondern die Fragen selbst bleiben stumm, geraten weder durch die Presse noch in Versammlungen an die Öffentlichkeit. Das Leben der Massenarbeiter, das kommunistische Leben und die Linie der Lebensberührung zwischen den Kommunisten und der breiten Arbeitermasse — ein wie umfangreiches Feld für Beobachtungen, für Schlußfolgerungen und für aktive Beeinflussung ist das!

Unsere künstlerische Literatur hilft uns hier nicht im geringsten. Die Kunst ist schon ihrer Natur nach konservativ, sie bleibt hinter dem Leben zurück, ist wenig dazu geeignet, die Erscheinungen im Fluge, im Prozeß ihrer Formierung zu erhaschen. Die „Woche“ Libedinskis*) hat bei einigen Genossen Begeisterung hervorgerufen, die mir, offen gestanden, für den jungen Verfasser übermäßig und gefährlich zu sein scheint. In formaler Hinsicht trägt die „Woche“ Schülercharakter, trotz der Merkmale von Begabung, und nur unter der Bedingung größter, hartnäckiger und eifriger Arbeit an sich selbst wird es Libedinski zur Künstlerschaft bringen. Ich will hoffen, daß es auch so kommen wird. Aber uns interessiert jetzt nicht diese Seite der Sache. Die „Woche“ machte den Eindruck von etwas Großem und Bedeutendem nicht durch ihre künstlerischen Vorzüge, sondern durch den „kommunistischen“ Lebensausschnitt, den sie vor Augen führte. Aber gerade in dieser Hinsicht geht die Er-

*) Deutsch im Verlag Carl Hoym Nachf., Hamburg 8.

zählung nicht tief. Das „Gouvernementskomitee“ wird uns zu laboratoriumsmäßig, ohne tiefere Verwurzelung und unorganisch vor Augen geführt. Darum hat die ganze „Woche“ einen episodischen Anstrich, wie die Erzählungen aus dem Leben der Revolutionsemigranten. Es ist natürlich interessant und lehrreich, das „Leben“ des Gouvernementskomitees zu schildern, aber die Schwierigkeit und das Bedeutsame beginnt erst dort, wo das Leben der kommunistischen Organisation — wie die Zähne eines Räderwerks — in das Alltagsleben des Volkes eingreift. Hier ist großer Schwung notwendig. Die Kommunistische Partei ist gegenwärtig der Haupthebel jeder bewußten Vorwärtsbewegung. Darum ist ihre Berührungslinie mit den Volksmassen die Hauptlinie der historischen Wirkung — der gegenseitigen Wirkung und Gegenwirkung.

Die kommunistische Theorie hat unser reales Alltagsleben um Jahrzehnte und auf manchem Gebiete um Jahrhunderte überholt. Wenn dies nicht der Fall wäre, so könnte die kommunistische Partei nicht ein historischer Faktor von großer revolutionärer Kraft sein. Die kommunistische Theorie arbeitet dank ihrem Realismus, ihrer dialektischen Elastizität politische Methoden heraus, die ihr unter jeglichen Bedingungen den Einfluß sichern. Eine politische Idee einerseits und das Alltagsleben andererseits ist aber zweierlei. Die Politik ist elastisch, das Alltagsleben aber ist unbeweglich und widerspenstig. Daher kommt es zu so vielen Zusammenstößen in Alltagsfragen im Arbeitermilieu, in einer Richtung, wo die Bewußtheit auf die Tradition stößt; Zusammenstöße, die um so härter

sind, da sie der Öffentlichkeit nicht bekannt werden. Weder die künstlerische Literatur, noch auch die Publizistik spiegelt sie wider. Unsere Presse schweigt über diese Fragen. Für die neuen Kunstschulen aber, die mit der Revolution Schritt zu halten suchen, existiert das Alltagsleben überhaupt nicht. Sie wollen das Leben aufbauen, nicht aber es darstellen. Aber das Leben läßt sich nicht aus dem Ärmel schütteln. Man kann es aus Elementen aufbauen, die vorhanden und entwicklungsfähig sind. Darum muß man, ehe man baut, erst wissen, was vorhanden ist. Das gilt nicht nur für die Beeinflussung des Alltagslebens, sondern überhaupt für jede bewußte menschliche Tätigkeit. Man muß wissen, was vorhanden ist und in welcher Richtung das Bestehende sich verändert, um in die Lage versetzt zu werden, sich am Aufbau des Lebens zu beteiligen. Zeigt uns erst — und vor allem euch selbst —, was in der Fabrik, im Arbeitermilieu, im Kooperativ, im Klub, in der Schule, auf der Straße, in der Gastwirtschaft vorgeht, lernt verstehen, was dort geschieht, d. h. lernt die notwendige Einstellung zu den Bruchstücken der Vergangenheit und den Keimen der Zukunft finden. Dieser Aufruf gilt in gleicher Weise sowohl für die Belletristen als auch für die Publizisten, sowohl für die Arbeiterkorrespondenten als auch für die Reporter. Zeigt uns das Leben, wie es aus dem Schmiedeofen der Revolution hervorgegangen ist.

Es ist jedoch nicht schwer zu erraten, daß wir durch Aufrufe allein keinen Umschwung in der Aufmerksamkeit unserer Schriftsteller herbeiführen werden. Hier ist eine richtige Inangriffnahme der

Sache, eine richtige Leitung notwendig. Das Studium und die Beleuchtung des Arbeiterlebens muß zur nächstliegenden Aufgabe der Journalisten gemacht werden, wenigstens jener, die Augen und Ohren haben; man muß sie auf dem Wege der Organisation auf diese Arbeit hinlenken, sie instruieren, korrigieren, ihnen die Richtung weisen und sie auf diese Weise zu revolutionären Lebens- und Sittenschilderern erziehen. Zugleich hiermit muß der Gesichtskreis der Arbeiterkorrespondenten erweitert werden. Im Grunde genommen könnte fast jeder von ihnen viel interessantere und inhaltsreichere Korrespondenzen liefern, als es jene sind, die heute in der Mehrzahl der Fälle geschrieben werden. Zu diesem Zwecke aber müssen die Fragen überlegt und formuliert werden, die Aufgaben müssen richtig gestellt werden, man muß zum Gespräch herausfordern und dasselbe zu führen helfen.

Um sich kulturell auf eine höhere Stufe zu erheben, muß die Arbeiterklasse, vor allem ihre Avantgarde, ihr eigenes Leben durchdenken. Zu diesem Zwecke aber muß man es kennenlernen. Die Bourgeoisie, repräsentiert hauptsächlich durch ihre eigene Intelligenz, hat diese Aufgabe in bedeutendem Maße noch vor der Eroberung der Macht erfüllt: sie war bereits eine besitzende Klasse, als sie sich noch in der Opposition befand, und Künstler, Dichter und Publizisten dienten ihr, halfen ihr denken oder dachten für sie.

In Frankreich war das 18. Jahrhundert, das sogenannte Jahrhundert der Aufklärung, eine Zeit, in der die bürgerlichen Philosophen die verschiedenen Seiten des sozialen und persönlichen Lebens durch-

dachten, indem sie bestrebt waren, sie zu rationalisieren, d. h. den Forderungen der „Vernunft“ unterzuordnen. Sie behandelten nicht nur Fragen der politischen Ordnung und der Kirche, sondern auch des Verhältnisses der Geschlechter, der Kindererziehung usw. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie schon allein durch die Aufwertung und Behandlung dieser Fragen viel zur Hebung der Personlichkeitskultur, selbstverständlich der bürgerlichen, hauptsächlich intellektuellen, beitrugen. Alle Bemühungen der Aufklärungsphilosophie, die sozialen und persönlichen Beziehungen zu rationalisieren, d. h. nach den Gesetzen der Vernunft umzugestalten, stießen jedoch auf die Tatsache des Privateigentums an den Produktionsmitteln, die der Grundstein der neuen, auf der Vernunft beruhenden Gesellschaft bleiben sollte. Das Privateigentum bedeutete den Markt, das blinde Spiel der ökonomischen Kräfte, die nicht von der Vernunft geleitet werden. Auf den wirtschaftlichen Marktverhältnissen baute sich ein Leben auf, das ebenfalls Marktcharakter hatte. Solange der Markt herrschte, konnte man gar nicht an eine wirkliche Rationalisierung des Lebens der Volksmassen denken. Daher die äußerste Beschränktheit in der praktischen Anwendung der rationalistischen Konstruktionen der Philosophen des 18. Jahrhunderts, die in ihren Schlußfolgerungen zuweilen sehr scharfblickend und kühn waren.

In Deutschland fällt die Aufklärungsperiode in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts. An der Spitze der Bewegung marschiert das „Junge Deutschland“ mit seinen Führern Heine und Börne. Im Grunde genommen war das wiederum die kri-

tische Arbeit des linken Flügels der Bourgeoisie, ihrer Intelligenz, die der Sklaverei, der Kriecherei, dem Philistertum, dem kleinbürgerlichen Stumpfsinn und den Vorurteilen den Krieg erklärte und danach trachtete — jedoch mit viel größerem Skeptizismus als ihre französischen Vorgänger —, das Reich der Vernunft zu errichten. Diese Bewegung mündete dann in die kleinbürgerliche Revolution von 1848 ein, die sich als ohnmächtig erwies, auch nur die zahlreichen deutschen Dynastien zu stürzen, geschweige denn das menschliche Leben von oben bis unten umzugestalten.

Bei uns, in dem rückständigen Rußland, bekommt das Aufklärertum erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einigermaßen umfassenden Charakter. Tschernyschewski, Pissarew, Dobroljubow, die aus der Schule Belinskis hervorgegangen waren, richteten ihre Kritik nicht nur und sogar nicht so sehr gegen die wirtschaftlichen Verhältnisse, als gegen Ungereimtheiten, Reaktionärtum und Asiatentum des Lebens und stellten den alten traditionellen Typen den neuen Menschen, den „Realisten“, den „Utilitaristen“ gegenüber, der sein Leben nach den Gesetzen der Vernunft aufbauen will und sich alsbald in eine „kritisch denkende Persönlichkeit“ verwandelt. Diese Bewegung, die in das Volkstümlertum (Narodniki) einmündete, war ein verspätetes russisches Aufklärertum. Während aber die französischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts nur in sehr geringem Maße Leben und Sitten verändern konnten, die nicht durch die Philosophie, sondern durch den Markt geformt werden; während die unmittelbare kulturgeschicht-

liche Rolle der deutschen Aufklärung sich als noch beschränkter erwies, war der direkte Einfluß der russischen intelligenzlerischen Aufklärung auf Leben und Sitten des Volkes überhaupt ein ganz geringer. Letzten Endes wird die historische Rolle der russischen Aufklärung, mit Einschluß auch des Volkstümlertums, dadurch bestimmt, daß sie die Bedingungen für die Entstehung der Partei des revolutionären Proletariats vorbereitete.

Erst nach der Eroberung der Macht durch die Arbeiterklasse werden die Bedingungen für die wirkliche Umgestaltung des Lebens bis in seine tiefsten Grundlagen hinab geschaffen. Das Leben läßt sich nicht rationalisieren, d. h. nach den Forderungen der Vernunft umgestalten, ohne daß man die Produktion rationalisiert, denn das Leben wurzelt in der Wirtschaft. Nur der Sozialismus macht es sich zur Aufgabe, die ganze wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen mit der Vernunft zu erfassen und sie dieser unterzuordnen. Die Bourgeoisie beschränkte sich in Gestalt ihrer fortschrittlichsten Strömungen darauf, einerseits die Technik zu rationalisieren (durch die Naturwissenschaften, die Technologie, die Chemie, durch Erfindungen und Maschinisierung), andererseits — die Politik (durch den Parlamentarismus) zu rationalisieren, nicht aber die Ökonomie, die der Schauplatz blinder Konkurrenz blieb. Darum dauerte die Herrschaft des Unbewußten und Blinden im Leben der bürgerlichen Gesellschaft fort. Die Arbeiterklasse, die sich die Macht erobert hat, stellt es sich zur Aufgabe, die ökonomischen Grundlagen der menschlichen Beziehungen einer bewußten Kontrolle und Leitung

zu unterstellen. Nur das macht eine vernünftige Umgestaltung des Lebens möglich.

Eben dadurch wird aber auch eine enge Abhängigkeit zwischen unseren Erfolgen auf dem Gebiete des Alltagslebens von unseren Erfolgen auf dem Gebiete der Wirtschaft festgestellt. Es besteht allerdings nicht der geringste Zweifel darüber, daß wir selbst bei dem heutigen Wirtschaftsniveau bedeutend mehr Elemente der Kritik, Initiative und Vernunft in unser Leben hineinbringen könnten. Gerade hierin besteht eine der Aufgaben der Epoche. Noch klarer aber ist es, daß die radikale Umgestaltung des Lebens: die Emanzipation der Frau von ihrer Lage als Hausklavin, die öffentliche Erziehung der Kinder, die Befreiung der Ehe von den Elementen des wirtschaftlichen Zwanges usw. — sich nur der gesellschaftlichen Akkumulation und dem zunehmenden Übergewicht der sozialistischen Wirtschaftsformen über die kapitalistischen entsprechend verwirklichen läßt. Die kritische Nachprüfung des Lebens aber ist jetzt eine notwendige Bedingung dafür, daß das Leben, das durch seine Jahrtausende alten Traditionen konservativ ist, nicht hinter jenen Fortschrittsmöglichkeiten zurückbleibe, die bereits durch unsere heutigen wirtschaftlichen Hilfsquellen eröffnet werden oder durch die des kommenden Tages werden eröffnet werden. Andererseits werden selbst die geringsten Erfolge auf dem Gebiete des Alltagslebens, die ihrem Charakter nach einer Hebung des Kultur-niveaus des Arbeiters und der Arbeiterin gleichkommen, unverzüglich die Möglichkeit einer Rationalisierung der Industrie und folglich auch einer

schnelleren sozialistischen Akkumulation vergrößern, während letztere ihrerseits die Möglichkeit neuer Eroberungen auf dem Gebiete der Vergesellschaftung des Lebens eröffnen wird. Die Abhängigkeit ist hier eine dialektische: der historische Hauptfaktor ist die Ökonomie; aber auf diese können wir, die Kommunistische Partei, wir, der Arbeiterstaat, nur durch die Arbeiterklasse einwirken, indem wir ununterbrochen die technische und kulturelle Qualifikation ihrer Bestandteile heben. Die Kulturarbeit dient im Arbeiterstaat dem Sozialismus, der Sozialismus aber bedeutet ein machtvolles Aufblühen der Kultur, — der wahren, außerhalb der Klassen stehenden Menschheitskultur und menschlichen Kultur.

IV.

Schnaps, Kirche und Kino.

Zwei gewichtige Tatsachen haben dem Arbeiterleben ein neues Gepräge verliehen: der Achtstundentag und die Einstellung des Schnapsverkaufs. Die Liquidation des staatlichen Schnapsmonopols, die durch den Krieg hervorgerufen war, erfolgte vor der Revolution. Der Krieg forderte so unermeßliche Mittel, daß der Zarismus auf die Einnahme aus alkoholischen Getränken als auf eine Bagatelle verzichten konnte: eine Milliarde mehr oder weniger machte keinen großen Unterschied aus. Die Revolution übernahm die Liquidation des Schnapsmonopols als Erbe, als Tatsache, sie adoptierte diese Tatsache, jedoch geschah dies bereits aus Erwägungen tief prinzipiellen Charakters. Erst nach der Eroberung der Macht durch die Arbeiterklasse, die zum bewußten Baumeister der neuen Wirtschaft wird, bekommt der staatliche Kampf gegen den Alkoholismus — der kulturell-aufklärende und der prohibitive — seine historische Bedeutung. In dieser Hinsicht ändert der im Grunde genommen nebensächliche Umstand, daß das „Saufbudget“ gelegentlich des imperialistischen Krieges umgeworfen wurde, durchaus nichts an der grund-

legenden Tatsache, daß die Liquidation des durch den Staat betriebenen Zugrunderichtens des Volkes durch den Suff in das eiserne Inventar der Errungenschaften der Revolution aufgenommen wurde. Das anti-alkoholische Regime im Lande der wiedererwachenden werktätigen Arbeit zu entfalten, zu festigen, zu organisieren und zu Ende zu führen — das ist unsere Aufgabe. Sowohl unsere wirtschaftlichen als auch unsere kulturellen Erfolge werden der Verringerung des Prozentgehaltes der geistigen Getränke an Alkohol parallel laufen. Hier kann es keine Zugeständnisse geben.

Was den Achtsturentag anbelangt, so ist er bereits eine direkte Errungenschaft der Revolution, und zwar eine der wichtigsten. Schon an und für sich als Tatsache trägt der Achtsturentag eine radikale Veränderung in das Leben des Arbeiters hinein, indem er zwei Drittel des Tages von der Fabrikarbeit freihält. Dadurch wird eine Grundlage für radikale Veränderungen des Lebens, für die kulturelle Entwicklung, für die öffentliche Erziehung usw. geschaffen, jedoch nur eine Grundlage. Je richtiger vom Staate die Arbeitszeit ausgenützt wird, desto besser, vollständiger, inhaltsreicher kann das ganze Leben des Arbeiters gestaltet werden. Darin besteht ja gerade, wie bereits gesagt, der Hauptsinn des Oktoberumsturzes, daß die wirtschaftlichen Erfolge jedes Arbeiters automatisch eine materielle und kulturelle Hebung der Arbeiterklasse als Ganzes bedeuten. „Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Freizeit“, lautet die alte Formel der Arbeiterbewegung. Unter unseren Verhältnissen erhält sie einen ganz neuen

Inhalt: Je produktiver die acht Arbeitsstunden ausgenutzt werden, desto besser, sauberer, hygienischer können die acht Stunden Schlaf gestaltet werden, desto inhaltsreicher, kultureller die acht freien Stunden.

Die Frage der Vergnügungen bekommt in diesem Zusammenhange eine ungeheure kulturell-erzieherische Bedeutung. Der Charakter des Kindes tritt zu Tage und wird geformt im Spiel. Der Charakter des erwachsenen Menschen kommt am grellsten zum Ausdruck in Spielen und Zerstreuungen. Aber auch in der Gestaltung des Charakters einer ganzen Klasse können Zerstreuung und Spiel — wenn diese Klasse jung und vorwärtstrebend ist, wie das Proletariat — einen hervorragenden Platz einnehmen. Der große französische Utopist Fourier baute seine Phalansteren (Zukunftskommunen) — als Gegengewicht zur christlichen Askese und der Unterdrückung der Natur des Menschen — auf der richtigen und vernünftigen Ausnützung und Kombination der menschlichen Instinkte und Leidenschaften auf. Das ist ein tiefer Gedanke. Der Arbeiterstaat ist weder ein geistlicher Orden, noch ein Kloster. Wir nehmen die Menschen so, wie die Natur sie geschaffen und wie sie die alte Gesellschaft zum Teil erzogen, zum Teil verstümmelt hat. Wir suchen nach Stützpunkten in diesem lebendigen Menschenmaterial, um unseren Parteihebel und revolutionärstaatlichen Hebel anzusetzen. Das Bestreben, sich aufzuheitern, sich zu zerstreuen, zuzuschauen und zu lachen, ist das berechtigteste Streben der menschlichen Natur. Wir können und müssen diesem Be-

dürfnis eine Befriedigung von immer höherer künstlerischer Qualität gewähren und zugleich das Vergnügen zum Werkzeug der kollektiven Erziehung, ohne pädagogische Bevormundung, ohne aufdringliches Hinlenken auf die Bahn der Wahrheit machen.

Das wichtigste, alle anderen bei weitem übertreffende Werkzeug auf diesem Gebiet, kann gegenwärtig das Kino sein. Diese verblüffende Neuerung auf dem Gebiete des Schauspiels ist in das Leben der Menschheit mit einer noch nie dagewesenen siegreichen Schnelligkeit eingedrungen. Das Kino ist im Alltag der kapitalistischen Städte ebenso sehr ein lebendiger Bestandteil, wie das Bad, die Gastwirtschaft, die Kirche und andere löbliche und nicht-löbliche notwendige Institutionen. Der Kinoleidenenschaft liegt das Bestreben zugrunde, sich abzulenken, etwas Neues, noch nie Dagewesenes zu sehen, zu lachen und sogar zu weinen, jedoch nicht über eigenes Unglück, sondern über fremdes. Allen diesen Bedürfnissen gewährt das Kino die unmittelbarste, optische, bildhafte, ganz lebendige Befriedigung, fast ohne an den Zuschauer irgendwelche Anforderungen, nicht einmal die des Lesenkönnens, zu stellen. Daher die dankbare Liebe des Zuschauers zum Kino, dieser unerschöpflichen Quelle der Eindrücke und des Erlebens! Das ist der Punkt — und nicht nur der Punkt, sondern eine große Fläche —, auf der die erzieherisch-sozialistischen Bemühungen ansetzen können.

Der Umstand, daß wir bis jetzt, d. h. im Laufe dieser fast sechs Jahre uns nicht des Kinos bemächtigt haben, zeigt, bis zu welchem Grade wir

ungeschickt, kulturlos, um nicht gleich zu sagen: stupide sind. Das Kino ist ein Werkzeug, das sich einem von selbst aufdrängt: das beste Instrument der Propaganda — der technischen, kulturellen, auf die Produktion bezüglichen, antialkoholischen, sanitären, politischen, überhaupt jeder beliebigen allgemeinverständlichen, anziehenden, sich dem Gedächtnis einprägenden Propaganda — und eventuell eine einträgliche Sache.

Indem das Kino anziehend und zerstreugend wirkt, konkurriert es schon eben dadurch mit der Wirtschaft und Kneipe. Ich weiß nicht, was es gegenwärtig in Paris oder in New York mehr gibt: Bierwirtschaften oder Kinos? Und welche von diesen Unternehmen mehr eintragen. Aber es ist klar, daß das Kino mit der Kneipe vor allem in der Frage konkurriert, wie und womit die acht freien Stunden auszufüllen sind. Könnten wir uns nicht dieses unvergleichlichen Werkzeuges bemächtigen? Warum nicht? Die Zarenregierung hat im Laufe von ein paar Jahren ein weitverzweigtes Netz von staatlichen Branntweinschenken geschaffen. Hiermit erzielte sie eine jährliche Einnahme von rund einer Milliarde Goldrubel. Warum sollte der Arbeiterstaat nicht ein Netz von staatlichen Kinos schaffen können, diesen Apparat der Zerstreuung und Erziehung immer tiefer in das Volksleben eingreifen lassen, ihn dem Alkohol gegenüberstellen und ihn zugleich zu einer einträglichen Sache gestalten? Ließe sich das durchführen? Warum nicht? Natürlich ist das nicht leicht. Das wäre aber auf jeden Fall natürlicher und entspräche mehr der Natur, den organisatorischen Kräften und

Fähigkeiten des Arbeiterstaates, als sagen wir einmal die Restauration... des Schnapswesens¹⁾).

Das Kino konkurriert nicht nur mit der Kneipe, sondern auch mit der Kirche. Und diese Konkurrenz kann für die Kirche verhängnisvoll werden, wenn wir die Loslösung der Kirche vom sozialistischen Staat durch die Vereinigung des sozialistischen Staates mit dem Kino ergänzen.

Religiosität ist in der russischen Arbeiterklasse fast gar nicht vorhanden. Auch hat es sie in Wirklichkeit niemals gegeben. Die orthodoxe Kirche war ein Lebenszeremoniell und eine offizielle Organisation. Es ist ihr aber nicht gelungen, tief in das Bewußtsein der Volksmassen einzudringen und ihre Dogmen und Kanons mit ihrem inneren Erleben zu verknüpfen. Der Grund hierfür ist der gleiche: die Kulturlosigkeit des alten Rußland, unter anderem auch seiner Kirche. Darum befreit sich der russische Arbeiter, indem er zur Kultur erwacht, auch so leicht von seiner rein äußerlichen

*) Diese Zeilen waren bereits geschrieben, als ich in der letzten in meinen Händen befindlichen Nummer der „Prawda“ (vom 30. Juni) folgenden Auszug aus einem an die Redaktion eingesandten Artikel des Genossen I. Gordejew fand: „Die Kinoindustrie ist eine äußerst vorteilhafte kommerzielle Angelegenheit, die großen Gewinn abwirft. Bei geschickter, vernünftiger und sachlicher Inangriffnahme könnte das Kinomonopol für die Gesundung unserer Finanzen eine Rolle spielen, ähnlich der Rolle des Schnapsmonopols für die zaristische Staatskasse.“ Im weiteren werden vom Genossen Gordejew praktische Anregungen gegeben, wie die Kinofizierung des Sowjetlebens durchzuführen sei. Das ist eine Frage, die tatsächlich der ernsten und sachlichen Bearbeitung bedarf!

Lebensverknüpfung mit der Kirche. Für den Bauer ist das allerdings schwieriger, aber nicht etwa deshalb, weil er tiefer, intimer von der kirchlichen Lehre durchdrungen wäre — davon kann natürlich gar keine Rede sein —, sondern weil sein träges und eintöniges Leben eng mit dem trägen und eintönigen kirchlichen Zeremoniell verknüpft ist.

Bei dem Arbeiter — wir sprechen von dem parteilosen Massenarbeiter — hängt die Verbindung mit der Kirche in der Mehrzahl der Fälle an dem Faden der Gewohnheit, hauptsächlich der Gewohnheit der Frau. Die Heiligenbilder hängen im Hause, weil sie nun schon einmal da sind. Sie schmücken die Wände, ohne sie wäre es kahl und unwohnlich. Der Arbeiter wird keine neuen Heiligenbilder kaufen, doch fehlt es ihm an dem Willen, auf die alten zu verzichten. Wodurch sollte man den Frühlingsfeiertag Ostern kennzeichnen, wenn nicht durch Kulitsch und Pas'cha^{*)}? Kulitsch und Pas'cha müssen aber nach altem Brauch geweiht werden, — sonst fehlt etwas. In die Kirche geht man durchaus nicht aus Religiosität: in der Kirche ist es hell, schön, es sind viel Menschen dort, es wird gut gesungen — das ist eine ganze Reihe öffentlich-ästhetischer Anziehungsmomente, die weder die Fabrik, noch die Familie, noch das Alltagsleben der Straße bietet. Glaube ist nicht oder fast nicht vorhanden. Auf jeden Fall besteht keinerlei Achtung gegenüber der Kirchen-

^{*)} Ein in Rußland zu Ostern übliches Hefengebäck und eine Quarkspeise. Anm. d. Übers.

hierarchie, keinerlei Vertrauen zur magischen Kraft des Zeremoniells. Aber es ist auch nicht der aktive Wille vorhanden, mit all diesem zu brechen. Das Element der Zerstreuung, der Ablenkung und Unterhaltung spielt im Kirchenzeremoniell eine ungeheuerere Rolle. Die Kirche wirkt durch theatrale Methoden auf das Auge, auf das Gehör und den Geruchssinn (Weihrauch!) und durch diese auf die Einbildungskraft. Das Bedürfnis des Menschen nach Theatralik — etwas Ungewohntes, Grelles, aus der Eintönigkeit des Lebens Herausführendes zu hören und zu sehen — ist sehr groß, unausrottbar, unersättlich, von den Kinderjahren bis ins tiefe Alter hinein. Um die breiten Massen von dem Zeremoniell, von der Kirchlichkeit des Alltagslebens zu befreien, genügt die antireligiöse Propaganda allein nicht. Sie ist natürlich unentbehrlich. Aber ihr unmittelbarer, praktischer Einfluß beschränkt sich doch auf die geistig mutigste Minderheit. Die breite Masse dagegen ist nicht darum der antireligiösen Propaganda unzugänglich, weil ihre geistige Verknüpftheit mit der Religion so tief ist, sondern im Gegenteil deshalb, weil ein geistiger Zusammenhang nicht besteht, sondern nur ein formloser, beharrender, nicht durch das Bewußtsein gehender automatischer Lebenszusammenhang, unter anderem auch die Verknüpftheit eines Straßengaffers, der nicht abgeneigt ist, sich bei Gelegenheit an einer Prozession oder an einem feierlichen Gottesdienst zu beteiligen, den Kirchengesang anzuhören und geschäftig mit den Händen das Kreuz zu schlagen. Diese geistlose Zeremonie, die sich als träge Last auf das Bewußtsein legt, kann man nicht durch

Kritik allein zerstören, sondern kann sie nur durch neue Lebensformen, neue Zerstreuungen, durch eine neue, kulturelle Theatralik verdrängen. Und hier wird wiederum unser Denken ganz natürlich auf das mächtigste — weil demokratischste — Werkzeug der Theatralik, das Kino gelenkt. Das Kino, das keine weitverzweigte Hierarchie, keinen Brokat usw. braucht, entfaltet auf der weißen Leinwand eine viel packendere Theatralik, als selbst die reichste durch die theatralische Erfahrung von Jahrtausenden gewitzigte Kirche, Moschee oder Synagoge es vermag. In der Kirche wird immer nur eine „Handlung“ gezeigt, und zwar immer, Jahr für Jahr ein und dieselbe, während das Kino, das sich gleich in ihrer Nachbarschaft oder ihr gegenüber befindet, an den gleichen Tagen und zu den gleichen Stunden uns sowohl das heidnische Ostern, als auch das jüdische und christliche in ihrem historischen Zusammenhang und in ihrer zeremoniellen Nachahmung vor Augen führt. Das Kino zerstreut, klärt auf, versetzt die Einbildungskraft durch Bilder in Erstaunen und befreit von dem Bedürfnis, über die Schwelle der Kirche zu gehen. Das Kino ist eine große Konkurrenz nicht nur der Kneipe, sondern auch der Kirche. Es ist das Werkzeug, dessen wir uns unbedingt bemächtigen müssen!

V.

Von der alten Familie—zur neuen.

Die inneren Beziehungen und Ereignisse der Familie lassen sich ihrer Natur nach am schwierigsten einer objektiven Untersuchung oder statistischen Registrierung unterziehen. Darum ist es nicht leicht zu sagen, inwiefern heute die Familienzusammenhänge — im Leben, und nicht auf dem Papier — leichter und häufiger zerrissen werden, als früher. Hier muß man sich in bedeutendem Maße mit Urteilen des Augenscheins zufrieden geben. Hierbei besteht der Unterschied zwischen dem vorrevolutionären Leben und dem heutigen darin, daß die Konflikte und Dramen in der Arbeiterfamilie sogar für die Arbeitermasse selbst vollständig unbemerkt verliefen, während heute, da eine breite Schicht der fortschrittlichsten Arbeiter, die verantwortliche Posten bekleiden, vor aller Augen leben, jede Familienkatastrophe zum Gegenstand der Besprechung und zuweilen einfach des Klatsches wird.

Unter diesem ernsthaften Vorbehalt muß man jedoch zugeben, daß die Familie überhaupt, und damit auch die proletarische, sich gelockert hat. Diese Tatsache wurde bei der Besprechung der Moskauer

Agitatoren als ganz feststehend betrachtet und von niemandem bestritten. Sie wurde während der Besprechung in verschiedener Weise bewertet: von den einen mehr beunruhigt, von den anderen — zurückhaltend, von dritten unschlüssig. Auf jeden Fall war es für alle klar, daß wir hier irgendeinen großen, sehr chaotischen, bald reinliche, bald abstoßende, bald komische, bald tragische Formen annehmenden Prozeß vor uns haben, der noch fast gar nicht die in ihm verborgenen Möglichkeiten einer neuen, höheren Familienordnung offenbaren konnte. Hinweise über den Verfall der Familie drangen auch in die Presse, wenn auch äußerst selten und in außerordentlich allgemeiner Form. In einem Artikel las ich sogar eine Erklärung, die darauf hinauslief, daß man in dem Zerfall der Arbeiterfamilie ganz einfach das Zutagetreten des „bürgerlichen Einflusses auf das Proletariat“ erblicken müsse. Eine solche Erklärung ist falsch. Die Sache ist tiefer und komplizierter. Natürlich besteht ein Einfluß der bürgerlichen Vergangenheit und der bürgerlichen Gegenwart. Aber der Hauptprozeß besteht in der krankhaften und krisenhaften Evolution der proletarischen Familie selbst, und wir sind gegenwärtig Zeugen der ersten sehr chaotischen Etappen dieses Prozesses.

Der tief zerrüttende Einfluß des Krieges auf die Familie ist bekannt.

Der Krieg wirkt in dieser Richtung schon rein mechanisch, indem er die Menschen für lange Zeit trennt oder sie zufällig zusammenführt. Diesen Einfluß des Krieges hat die Revolution fortgesetzt und verstärkt. Die Kriegsjahre haben überhaupt

alles zerrüttet, was nur noch in dem historischen Beharrungsvermögen seine Stütze hatte: die Zarenherrschaft, die ständischen Privilegien, die alte herkömmliche Familie. Die Revolution baute vor allem den neuen Staat auf, d. h. sie löste ihre unaufschiebbarste und einfachste Aufgabe. Viel schwieriger erwies es sich mit der Ökonomie. Der Krieg hatte die alte Wirtschaft zerrüttet, die Revolution stürzte sie endgültig um. Jetzt bauen wir etwas Neues — vorläufig hauptsächlich aus Altem, das wir aber auf neue Art organisieren. Auf dem Gebiete der Wirtschaft haben wir die Zerstörungsperiode erst seit kurzem hinter uns und haben unseren Aufstieg begonnen. Die Erfolge sind sehr gering, und es ist noch außerordentlich weit bis zu neuen sozialistischen Formen. Aber wir haben die Ära der Zerstörung und des Zerfalls überstanden. Der Tiefpunkt fiel in die Jahre 1920—1921.

Auf dem Gebiete des Familienlebens ist die erste Zerrüttungsperiode noch bei weitem nicht beendet, die Zerrüttung und der Zerfall sind noch in vollem Gange. Hierüber muß man sich vor allem Rechenschaft geben. In der Sphäre der familiären Lebensbeziehungen machen wir sozusagen erst jetzt die Jahre 1920—1921 und noch nicht das Jahr 1923 durch. Das Alltagsleben ist viel konservativer als die Wirtschaft, unter anderem auch deshalb, weil es noch weniger bewußt erkannt wird als die letztere. Auf dem Gebiete der Politik und Ökonomie handelt die Arbeiterklasse als Ganzes, rückt darum ihre Avantgarde — die kommunistische Partei — an die erste Stelle und verwirklicht in erster Linie durch sie ihre historischen Aufgaben.

Auf dem Gebiete des Alltagslebens ist die Arbeiterklasse in die Familienzellen zersplittert. Der Wechsel der Staatsmacht, sogar der Wechsel der ökonomischen Ordnung — der Übergang der Fabriken und Werke in den Besitz der Werktätigen —, das alles übt natürlich seinen Einfluß auf die Familie aus, doch wirkt dieser Einfluß nur von außen her, nur indirekt, ohne unmittelbar die aus der Vergangenheit ererbten Lebensformen der Familie zu berühren. Die radikale Umgestaltung der Familie und überhaupt des Gefüges des Alltagslebens würde in hohem Grade bewußte Bemühungen der Arbeiterklasse in ihrem ganzen Umfang erfordern und setzt in dieser selbst eine wuchtige Kleinarbeit des inneren kulturellen Aufstiegs voraus. Hier müssen tiefe Schichten aufgepflügt werden. Die politische Gleichheit zwischen Mann und Frau im Sowjetstaat herzustellen — das war eine Aufgabe, die einfachste. Die Gleichheit des Arbeiters und der Arbeiterin innerhalb der Produktion in der Fabrik, im Werk, in der Gewerkschaft herzustellen, so daß der Mann die Frau nicht verdränge — diese Aufgabe ist bereits eine viel schwierigere. Aber die wirkliche Gleichheit zwischen Mann und Frau innerhalb der Familie herzustellen — das ist eine unermesslich schwierigere Aufgabe, die die größten Anstrengungen in der Richtung der Revolutionierung unseres ganzen Lebens erfordert. Indessen ist es ganz klar, daß man ohne die Erreichung einer wirklichen, auf Sitte und Brauch bezüglichen und moralischen Gleichheit des Mannes und der Frau in der Familie gar nicht ernsthaft von ihrer Gleichheit in der ge-

sellschaftlichen Produktion oder auch nur von ihrer Gleichheit in der Staatspolitik sprechen könnte; denn wenn die Frau an die Familie, ans Kochen, Waschen und Nähen geschmiedet ist, so wird schon allein dadurch die Möglichkeit ihrer Einwirkung auf das öffentliche und staatliche Leben bis aufs äußerste beschränkt.

Die einfachste Aufgabe war die Besitzergreifung der Macht. Aber auch diese Aufgabe verschlang in der entsprechenden Revolutionsperiode unsere ganzen Kräfte. Sie forderte unzählige Opfer. Der Bürgerkrieg hatte Maßnahmen von äußerster Strenge im Gefolge. Die kleinbürgerlichen Narren stimmten ein Gezeter an über die Verwilderung der Sitten, über die blutige Demoralisierung des Proletariats usw. In Wirklichkeit aber führte das Proletariat durch die ihm aufgezungenen Maßnahmen der revolutionären Gewalt den Kampf um die neue Kultur, um die wahre Menschlichkeit. Auf wirtschaftlichem Gebiet gingen wir in den ersten 4 bis 5 Jahren durch eine Periode des mörderischen Zerfalls, des vollständigen Niederganges der Produktivität der Arbeit, unter erschreckender, qualitativer Minderwertigkeit der hergestellten Produkte, hindurch. Die Feinde erblickten hierin die vollständige Zermürbung des Sowjetregimes oder wollten sie hierin erblicken. In Wirklichkeit aber war das nur die unvermeidliche Etappe der Zerstörung der alten Wirtschaftsformen und die ersten hilflosen Versuche der Schaffung neuer.

Auf dem Gebiete der Familie und der Lebensweise überhaupt gibt es auch eine unvermeidliche

Periode des Zerfalls alles Alten, Traditionellen, von der Vergangenheit Ererbten und nicht Durchdachten. Aber hier, auf dem Gebiete der Lebenssitten, kommt die kritisch-zerstörende Periode mit Verspätung, sie hat eine sehr lange Dauer und nimmt die schwersten und krankhaftesten Formen an, obwohl diese infolge ihrer Mosaikartigkeit für den oberflächlichen Blick bei weitem nicht immer bemerkbar sind. Diese Marksteine, die uns eine Perspektive der Umschläge in Staat, Wirtschaft und Lebensweise geben, müssen wir deshalb feststellen, um nicht selbst vor den von uns beobachteten Erscheinungen zu erschrecken, sondern sie richtig zu bewerten, d. h. zu verstehen, welchen Platz sie in der Entwicklung der Arbeiterklasse einnehmen, und sie in der Richtung zu den sozialistischen Formen des Gemeinwesens bewußt zu beeinflussen.

Damit wir nicht selbst erschrecken —, sage ich — denn es sind bereits erschrockene Stimmen erklungen. In der Besprechung der Moskauer Agitatoren führten einige Genossen mit großer und begreiflicher Unruhe Beispiele jener Leichtigkeit an, mit der alte Familienzusammenhänge zerrissen und neue — ebenso wenig dauerhafte — angeknüpft werden. Das leidende Element ist hierbei die Mutter und die Kinder. Wer von uns hat andererseits nicht schon in privaten Gesprächen geradezu Klagen über die „Sittenzerrüttung“ unter der Sowjetjugend, im besonderen unter den Mitgliedern des Kommunistischen Jugendverbandes zu hören bekommen? In diesen Klagen ist natürlich nicht alles Übertreibung, sondern es ist in ihnen auch ein Teil Wahrheit enthalten. Der Kampf gegen die negativen Seiten

dieser Wahrheit ist notwendig — der Kampf für die Hebung der Kultur und der menschlichen Persönlichkeit. Um aber an das Elementarste der Frage richtig heranzutreten, ohne in reaktionäres Moralisieren oder in sentimentale Mutlosigkeit zu verfallen, muß man vor allem wissen, was ist, und verstehen, was geschieht.

Über das Familienleben sind, wie bereits gesagt, die ungeheuerlichsten Ereignisse hereingebrochen: der Krieg mit der Revolution. Ihren Spuren aber folgte der unterirdische Maulwurf: das kritische Denken, die bewußte Verarbeitung und Bewertung der Familienbeziehungen und der Lebensordnung. Die Verbindung der mechanischen Wucht großer Ereignisse mit der kritischen Kraft des erwachten Denkens erzeugt auf dem Gebiete der Familie jenes zerrüttende Stadium, durch das wir jetzt hindurchgehen. Der russische Arbeiter ist gezwungen, auf verschiedenen Gebieten seines Lebens erst jetzt, nach der Eroberung der Macht, bewußt die ersten kulturellen Schritte zu machen. Unter dem Einfluß mächtiger Erschütterungen reißt sich die Persönlichkeit zum erstenmal von Lebens-, Traditions- und Kirchenformen und -beziehungen los, — ist es da zu verwundern, wenn ihr individueller Protest, ihr Rebellieren gegen das Alte in der ersten Zeit anarchische oder, gröber ausgedrückt, ungezügelter Formen annimmt? Wir haben dies sowohl in der Politik als auch im Kriegswesen und auch in der Wirtschaft beobachtet: Anarchoindividualismus, Linksradikalismus aller Art, Partisanentum, Volksversammlungen. Ist es da schließlich zu verwundern, wenn dieser Prozeß seinen intimsten und dar-

um schmerzhaftesten Ausdruck auf dem Gebiet der Familie findet? Hier verfällt die erwachte Persönlichkeit, die ihr Leben nach neuer, und nicht nach alter Art gestalten will, in Ausgelassenheit, Frechheit und andere Sünden, von denen in der Moskauer Besprechung die Rede war.

Der Mann, der durch die Mobilmachung aus den gewohnten Verhältnissen herausgerissen worden war, wurde an der Front des Bürgerkrieges zum erstenmal zum revolutionären Staatsbürger. Er erlebte eine riesenhafte innere Umwälzung. Sein Horizont erweiterte sich. Seine geistigen Bedürfnisse nahmen zu und wurden komplizierter. Nun ist er bereits ein anderer Mensch. Er kehrt in die Familie zurück. Er findet alles oder fast alles am alten Platz vor. Der alte Familienzusammenhang ist zerrissen. Ein neuer entsteht nicht. Das beiderseitige Erstaunen geht in gegenseitige Unzufriedenheit über. Die Unzufriedenheit — in Erbitterung. Die Erbitterung führt zum Bruch.

Der Mann ist Kommunist, lebt ein aktives öffentliches Leben, wächst zusammen mit diesem und sieht hierin den Sinn seines persönlichen Lebens. Aber auch die Frau, eine Kommunistin, strebt danach, am öffentlichen Leben teilzunehmen, besucht Versammlungen, arbeitet im Sowjet oder im Verband. Die Familie hört entweder unauffällig auf zu existieren, oder die Konflikte sammeln sich auf Grund des Fehlens der Familiengemütlichkeit an, rufen gegenseitige Erbitterung hervor und führen schließlich zum Bruch.

Der Mann ist Kommunist, die Frau parteilos. Der Mann ist ganz von der öffentlichen Arbeit in

Anspruch genommen, die Frau nach wie vor im Familienkreis eingeschlossen. Die Beziehungen sind „friedlich“, beruhen im Grunde genommen auf gewohnheitsmäßiger Entfremdung. Aber da bestimmt die Zelle folgendes: die Kommunisten haben bei sich die Heiligenbilder zu entfernen. Der Mann betrachtet das als selbstverständlich, die Frau erblickt hierin eine Katastrophe. Aus diesem im Grunde genommen zufälligen Anlaß offenbart sich ein geistiger Abgrund zwischen Mann und Frau. Die Beziehungen spitzen sich zu, und das Resultat ist ein Bruch.

Eine alte Familie, die zehn bis fünfzehn Jahre gemeinsamen Lebens hinter sich hat. Der Mann ist ein tüchtiger Arbeiter, ein Familienvater, die Frau geht im Haushalt auf, widmet ihre ganze Energie der Familie. Durch einen Zufall kommt sie mit einer Frauenorganisation in Berührung. Vor ihr eröffnet sich eine neue Welt. Sie findet ein neues, umfassenderes Anwendungsgebiet für ihre Energie. In der Familie beginnt der Zerfall. Der Mann wird erbittert. Die Frau fühlt sich in ihrer erwachten Staatsbürgerehre beleidigt. Es kommt zu einem Bruch.

Die Zahl dieser Varianten des Familiendramas, die zu einem und demselben Resultat — zum Bruch — führen, könnte man endlos vermehren. Aber wir haben nur die Hauptfälle angeführt. Sie alle spielen sich bei unseren Beispielen auf der Linie der Berührung kommunistischer Elemente mit Parteilosen ab. Aber der Zerfall der Familie (der alten) beschränkt sich nicht nur auf diese oberste Schicht der Klasse, die dem Einfluß der

neuen Verhältnisse am meisten ausgesetzt ist, sondern er dringt noch weiter. Letzten Endes macht die kommunistische Avantgarde nur früher und in schrofferer Form durch, was für die Klasse als Ganzes mehr oder weniger unvermeidlich ist. Die kritische Prüfung des eigenen Lebens, die Vorweisung neuer Forderungen an die Familie — diese Erscheinungen erstrecken sich selbstverständlich weit über jene Linie hinaus, an der die kommunistische Partei sich mit der Arbeiterklasse berührt. Schon allein die Einführung des Instituts der bürgerlichen Ehe konnte nicht umhin, der alten, geheiligten Prunkfamilie einen harten Schlag zu versetzen. Je weniger es in der alten Ehe persönlichen Zusammenhang gab, in desto größerem Maße spielte die äußere, durch Sitte und Brauch bedingte, im besonderen zeremonielle, kirchliche Seite die Rolle eines Bandes. Der gegen diese letztere gerichtete Schlag erwies sich damit auch als ein Schlag gegen die Familie. Das sowohl des objektiven Inhaltes als auch der staatlichen Anerkennung beraubte Zeremoniell hält sich nur durch das Beharrungsvermögen, indem es auch weiterhin als eine der Stützen für die herkömmliche Familie dient. Wenn es aber in der Familie selbst an innerem Zusammenhang fehlt, wenn sie selbst sich in bedeutendem Maße nur durch das Beharrungsvermögen hält, so ist jeder äußere Stoß imstande, sie zum Zerfall zu bringen, indem er damit auch die Kirchlichkeit trifft. Solche Stöße aber gibt es in unserer Zeit unvergleichlich mehr als sonst jemals. Das ist der Grund, warum die Familie ins Wanken geraten ist, zerbröckelt, zerfällt, entsteht und von neuem zu-

sammenbricht. In der erbarmungslosen und schmerzhaften Kritik der Familie prüft das Leben sich selbst. Die Geschichte rodet den alten Wald aus und die Späne fliegen nach allen Seiten.

Sind nun Elemente der neuen Familie in Vorbereitung? Zweifellos. Aber man muß sich über die Natur dieser Elemente und den Prozeß ihrer Formierung Klarheit verschaffen. Wie in anderen Fällen, so muß man auch hier materielle Bedingungen und psychische oder objektive und subjektive unterscheiden. In psychischer Hinsicht bedeutet die Vorbereitung der neuen Familie, überhaupt neuer menschlicher Beziehungen, für uns ein kulturelles Wachstum der Arbeiterklasse, eine Entwicklung der Persönlichkeit, eine Steigerung ihrer Anforderungen und ihrer inneren Disziplin. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, bedeutet die Revolution schon an und für sich natürlich eine ungeheuere Vorwärtsbewegung, und die drückendsten Erscheinungen des Familienzerfalls erscheinen als ein nur der Form nach schmerzhafter Ausdruck des Erwachens der Klasse und der Persönlichkeit in der Klasse. Unsere ganze Kulturarbeit — jene, die wir leisten, und im besonderen jene, die wir leisten müssen, — ist von diesem Gesichtspunkt betrachtet eine Vorbereitung neuer Beziehungen und einer neuen Familie. Ohne eine Hebung des individuellen Kulturniveaus des Arbeiters und der Arbeiterin kann es keine neue, höhere Familie geben, denn auf diesem Gebiet kann selbstverständlich nur von innerer Disziplin, keineswegs aber von äußerem Zwang die Rede sein. Die Macht der inneren Disziplin der Persönlichkeit in der Familie wird

aber durch den Inhalt des inneren Lebens, durch den Umfang und den Wert jener Bande, die Mann und Frau miteinander verknüpfen, bedingt.

Die Vorbereitung der materiellen Bedingungen des neuen Lebens und der neuen Familie kann wiederum in ihrer Grundlage nicht von der allgemeinen Arbeit des sozialistischen Aufbaus getrennt werden. Der Arbeiterstaat muß erst reicher werden, damit er ernsthaft und wie es sich gehört die öffentliche Erziehung der Kinder und die Entlastung der Familie von Küche und Waschküche in Angriff nehmen kann. Die Vergesellschaftung der Familienwirtschaft und der Kindererziehung ist undenkbar ohne ein gewisses Reicherwerden unserer Wirtschaft als Ganzes. Wir brauchen notwendig die sozialistische Akkumulation. Nur unter dieser Bedingung werden wir die Familie von solchen Funktionen und Sorgen befreien können, durch die sie heute unterdrückt und zerstört wird. Die Wäsche muß durch eine gute öffentliche Wäscherei gewaschen werden. Die Verpflegung muß durch ein gutes öffentliches Restaurant besorgt werden. Die Bekleidung muß Sache einer Kleiderwerkstatt sein. Die Kinder müssen durch gute öffentliche Pädagogen erzogen werden, die in dieser Tätigkeit ihren wahren Beruf sehen. Dann werden die Beziehungen von Mann und Frau zueinander von allem Äußeren, Nebensächlichen, Aufgezwungenen, Zufälligen, befreit. Der eine hört auf, das Leben des anderen mit Beschlag zu belegen. Es tritt endlich volle Gleichberechtigung ein. Das Verbundensein wird nur durch gegenseitige Sympathie bedingt. Aber gerade dadurch erwirbt es innere Beständig-

keit, die natürlich nicht für alle die gleiche und für niemanden eine zwangsmäßige ist.

Der Weg der neuen Familie ist also ein doppelter: a) kulturelle Erziehung der Klasse und der Persönlichkeit in der Klasse und b) materielle Bereicherung der zum Staat organisierten Klasse. Diese beiden Prozesse sind eng miteinander verknüpft.

Obengesagtes bedeutet selbstverständlich durchaus nicht, daß es einen bestimmten Moment in der materiellen Entwicklung gebe, von dem beginnend die Zukunftsfamilie mit einem Schlag in ihre Rechte eintritt. Nein, eine gewisse Bewegung in der Richtung der neuen Familie ist schon jetzt möglich. Zwar kann der Staat weder die öffentliche Erziehung der Kinder, noch die Schaffung öffentlicher Küchen, die besser wären als die Familienküche, noch auch die Schaffung öffentlicher Waschküchen, in denen die Wäsche nicht zerrissen und gestohlen würde, auf sich nehmen. Das bedeutet aber durchaus noch nicht, daß die fortschrittlichsten und die meiste Initiative besitzenden Familien sich nicht schon heute auf kollektiver wirtschaftlicher Grundlage gruppieren könnten. Solche Versuche müssen natürlich sehr vorsichtig gemacht werden, so daß die technischen Mittel der kollektiven Ausrüstung einigermaßen den Interessen und Bedürfnissen der Gruppierung selbst entsprächen und für alle ihre Mitglieder Vorteile ergäben, die ganz offenkundig, wenn auch in der ersten Zeit bescheiden wären.

„Diese Aufgabe“, schrieb vor kurzem Genosse Semaschko über die Notwendigkeit der Umgestaltung unseres Familienlebens, „ließe sich am besten

auf dem Wege des Vorbildes verwirklichen: durch Verfügungen allein oder gar nur durch Predigen ließe sich hier wenig erreichen. Aber ein Beispiel, ein Vorbild würde hier größere Wirkung haben, als Tausende guter Broschüren. Diese Propaganda des Vorbildes wäre am besten nach der Methode zu betreiben, die die Chirurgen in ihrer Praxis „Transplantation“ nennen. Wenn eine große Körperoberfläche (durch Verwundung oder Verbrennung) von der Haut entblößt ist und keine Hoffnung besteht, daß die Haut eine so große Fläche wieder bedecke, so schneidet der Chirurg kleine Hautstücken aus einer gesunden Stelle heraus und verpflanzt sie als kleine Inseln auf die entblößte Oberfläche: die Haut wächst an und beginnt von diesen Inseln aus nach den Seiten zu wachsen; auf diese Weise werden die kleinen Inseln immer größer und größer, und schließlich bedeckt sich die ganze Oberfläche mit Haut.

Das gleiche wird auch bei dieser Propaganda des Vorbildes geschehen: Wenn eine Fabrik oder ein Werk bei sich eine kommunistische Lebensordnung einführen wird, so werden ihr auch die anderen Fabriken folgen.“ („Mitteilungen des Allrussischen Zentral-Exekutivkomitees“, Nr. 81 vom 14. April 1923. N. Semaschko, „Der Tote packt den Lebendigen“.)

Die Erfahrung solcher Familienwirtschaftskollektive, die die erste noch sehr unvollkommene Annäherung an die kommunistische Lebensweise darstellen, muß sorgfältig studiert und aufmerksam durchdacht werden. Die Kombination privater Initiative und staatlicher Unterstützung, vor allem der

lokalen Sowjets- und Wirtschaftsorgane, muß an erster Stelle stehen. Die Errichtung von neuen Häusern — und wir werden ja doch einmal beginnen, neue Häuser zu bauen! — muß von vornherein mit den Bedürfnissen der Familien- und Gruppen-gemeinschaften in Übereinstimmung gebracht werden. Die ersten einigermaßen offenkundigen und unbezweifelbaren Erfolge in dieser Richtung werden, selbst wenn sie in ihrem Maßstab sehr beschränkt sein werden, unvermeidlich das Bestreben breiterer Kreise hervorrufen, sich in der gleichen Weise einzurichten. Für die planmäßige, von oben her eingreifende Initiative ist die Frage noch nicht reif genug — sie ist es weder hinsichtlich der materiellen Hilfsquellen des Staates, noch hinsichtlich des Vorbereitetseins des Proletariats selbst. Man kann die Sache gegenwärtig nur durch die Schaffung vorbildlicher Lebensgemeinschaften über den toten Punkt hinausbringen. Wir werden Schritt für Schritt den Boden unter unseren Füßen befestigen müssen, ohne uns allzusehr in die Zukunft zu verrennen und ohne in bürokratische Phantastik zu verfallen. In einem bestimmten Moment wird sich der Staat — unter Mithilfe der lokalen Sowjets, der Kooperativen usw. — dieses Prozesses bemächtigen, wird die bereits geleistete Arbeit verallgemeinern, erweitern und vertiefen. Auf diese Weise wird die menschliche Familie, um mit Engels zu sprechen, „einen Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit“ machen.

VI.

Familie und Zeremoniell.

Das Kirchenzeremoniell hält selbst den ungläubigen oder wenig gläubigen Arbeiter mit Hilfe der drei wichtigsten Momente im Leben des Menschen und der menschlichen Familie — Geburt, Eheschließung und Tod — wie mit Ketten fest. Der Arbeiterstaat wandte sich vom Kirchenzeremoniell ab, indem er den Staatsbürgern erklärte, daß sie das Recht hätten, geboren zu werden, zu heiraten und zu sterben ohne die magischen Manipulationen und Beschwörungen von seiten von Leuten, die in Priestergewänder, Soutanen und andere Formen der religiösen Berufskleidung gekleidet sind. Aber dem Leben fällt es bedeutend schwerer, als dem Staat, sich vom Zeremoniell loszureißen. Das Leben der werktätigen Familie ist allzu eintönig, und es erschöpft durch diese seine Eintönigkeit das Nervensystem. Daher das Bedürfnis nach Alkohol: ein kleines Fläschchen enthält eine ganze Welt von Bildern. Daher auch das Bedürfnis nach der Kirche mit ihrem Zeremoniell. Wie soll man eine Eheschließung oder die Geburt eines Kindes in der Familie feiern? Wie soll man einem verstorbenen nahestehenden Menschen die letzte Ehre erweisen?

Auf diesem Bedürfnis, die wichtigsten Marksteine des Lebensweges hervorzuheben, zu kennzeichnen, sie schön zu gestalten, beruht nun gerade das Kirchenzeremoniell.

Was soll man ihm entgegenstellen? Dem Aberglauben, der dem Zeremoniell zugrunde liegt, stellen wir selbstverständlich die materialistische Kritik und atheistisch-aktivistisches Verhalten zur Natur und ihren Kräften entgegen. Aber die Frage wird durch diese wissenschaftlich-kritische Propaganda nicht erschöpft: erstens erstreckt sie sich vorläufig nur auf eine Minderheit und wird sich auch noch ziemlich lange nur auf diese erstrecken; zweitens bleibt auch bei dieser Minderheit das Bedürfnis bestehen, das persönliche Leben wenigstens in seinen wichtigsten Etappen schön zu gestalten, es zu heben, zu veredeln.

Der Arbeiterstaat hat bereits seine eigenen Feiertage, seine Prozessionen, seine Paraden, seine symbolischen Schauspiele, seine eigene neue staatliche Theatralik. Zwar schließt sie sich in vielem noch allzu eng an die alten Formen an, ahmt sie nach und führt sie teilweise unmittelbar fort. Aber im wichtigsten ist die revolutionäre Symbolik des Arbeiterstaates neu, klar und mächtig: die rote Fahne, Sichel und Hammer, der rote Stern, Arbeiter und Bauer, Genosse, Internationale. In den geschlossenen Zellen des Familienlebens ist dieses Neue fast noch gar nicht, jedenfalls aber noch zu wenig vorhanden. Indessen ist das persönliche Leben eng mit der Familie verknüpft. Daraus erklärt sich auch, daß in der Familie nicht selten, was Sitten und Gebräuche anbelangt, die konservativere

Seite in bezug auf Heiligenbilder, Taufe, kirchliche Beerdigung usw. die Oberhand bekommt, da die revolutionären Familienmitglieder dem nichts entgegenzustellen haben. Theoretische Argumente wirken nur auf den Verstand. Das theatralische Zeremoniell aber wirkt auf Gefühl und Einbildung. Sein Einfluß ist folglich ein viel umfassenderer. Darum erwacht im kommunistischen Milieu plötzlich das Bedürfnis, dem alten Zeremoniell neue Formen entgegenzusetzen, eine neue Symbolik, nicht nur auf dem Gebiete des Staatslebens, wo diese bereits in großem Maße vorhanden ist, sondern auch in der Sphäre der Familie. Unter den Arbeitern besteht eine Bewegung, den Geburtstag und nicht den Namenstag zu feiern, die Neugeborenen nicht nach dem Kirchenkalender, sondern mit irgendwelchen neuen Namen zu benennen, die neue uns nahestehende Tatsachen, Ereignisse oder Ideen symbolisieren. Auf der Besprechung der Moskauer Agitatoren erfuhr ich zum erstenmal, daß der neue Mädchenname „Oktobrina“ sich schon bis zu einem gewissen Grade eingebürgert habe. Auch der Name „Ninelj“ kommt vor (der Name „Lenin“ rückwärts gelesen). Genannt wurde auch der Name „Rem“ (Revolution, Elektrifizierung, Friede = russisch „Mir“). Eine Methode, den Zusammenhang mit der Revolution zum Ausdruck zu bringen, besteht auch darin, neugeborenen Knaben den Namen Wladimir, sowie auch Iljitsch oder sogar Lenin (als Vorname) und Mädchen den Namen Rosa (zu Ehren Rosa Luxemburgs) zu geben usw. In einigen Fällen wurde die Geburt durch ein halb scherzhaftes Zeremoniell, eine „Visitation“ des Neugeborenen unter Teilnahme des Fa-

brikkomitees und spezielle „protokollarische Verfügung“ über die Aufnahme des Neugeborenen in die Zahl der Bürger der R. S. F. S. R. gefeiert. Darauf begann ein Gelage.

Der Beginn der Lehrlingszeit des Sohnes wird zuweilen in der Arbeiterfamilie gefeiert. Das ist tatsächlich ein außerordentlich wichtiges Ereignis, da es mit der Wahl des Berufes, der Lebensbahn verknüpft ist. Hier wäre es am Platze, daß die Gewerkschaften etwas unternähmen. Man braucht überhaupt nicht daran zu zweifeln, daß gerade die Gewerkschaften einen hervorragenden Platz in der Schaffung und Organisation neuer Lebensformen einnehmen werden. Die mittelalterlichen Zünfte waren ja gerade dadurch so mächtig, daß sie das Leben des Lehrlings, Gesellen und Meisters in jeder Hinsicht umfaßten. Sie begrüßten den Neugeborenen am ersten Tage seines Lebens, geleiteten ihn an die Tore der Schule, begleiteten ihn, wenn er heiratete, zur Kirche und beerdigten ihn, wenn er seine arbeitsreiche Lebensbahn beendete. Die Zünfte waren nicht einfach Handwerkervereinigungen, sondern in Sitte und Gebrauch organisiertes Leben. In derselben Richtung wird wahrscheinlich in bedeutendem Maße die Entwicklung unserer Produktionsverbände verlaufen, mit dem Unterschiede natürlich, daß das neue Leben, im Gegensatz zum mittelalterlichen, in seinen Sitten und Gebräuchen vollständig von der Kirche und ihrem Aberglauben frei sein wird, und daß ihm das Bestreben zugrunde liegen wird, jede Errungenschaft der Wissenschaft und Technik zur Bereicherung und Verschönerung des menschlichen Lebens auszunutzen.

Die Eheschließung kommt vielleicht leichter ohne Zeremoniell aus. Obwohl es auch in dieser Hinsicht viele Meinungsverschiedenheiten und Ausschließungen aus der Partei wegen kirchlicher Trauung gegeben hat. Das Leben will sich nicht mit der „nackten“, nicht durch Theatralik geschmückten Ehe versöhnen.

Unvergleichlich schwieriger verhält es sich mit der Beerdigung. Einen Toten ohne Seelenmesse zu begraben, ist etwas ebenso Ungewohntes, Sonderbares und Anstößiges, wie einen Ungetauften aufzuziehen. In jenen Fällen, wo die Beerdigung der Persönlichkeit des Verstorbenen entsprechend politische Bedeutung erlangt, tritt ein neues, von revolutionärer Symbolik durchtränktes theatralisches Zeremoniell auf die Szene: rote Fahnen, der revolutionäre Trauermarsch, eine Gewehrsalve als Abschiedsgruß. Einige der Teilnehmer der Moskauer Besprechung betonten die Notwendigkeit des möglichst schnellen Überganges zur Leichenverbrennung und machten den Vorschlag, des Vorbildes halber bei den hervorragenden Revolutionsarbeitern zu beginnen, da sie mit Recht hierin ein mächtiges Werkzeug der antikirchlichen und antireligiösen Propaganda erblickten. Aber natürlich wird auch die Leichenverbrennung — zu der überzugehen es in der Tat Zeit wäre — nicht einen Verzicht auf Prozessionen, Reden, Trauermarsch und Salutschüssen bedeuten. Das Bedürfnis, die Gefühle äußerlich kenntlich zu machen, ist mächtig und berechtigt.

Wenn die Theatralik der Sitten und Gebräuche in der Vergangenheit stets in der innigsten Weise mit der Kirche verknüpft war, so bedeutet dies, wie

bereits gesagt, durchaus nicht, daß sie nicht von einander getrennt werden könnten. Die Trennung des Theaters von der Kirche fand viel früher statt, als die Trennung der Kirche vom Staat. Die Kirche bekämpfte in der ersten Zeit außerordentlich stark das weltliche Theater, indem sie in diesem ganz mit Recht einen gefährlichen Konkurrenten auf dem Gebiete der Inszenierung von Schauspielen erblickte. Das Theater ist am Leben geblieben, jedoch als ein spezielles, in vier Wänden eingeschlossenes Schauspiel. Im Alltagsleben aber behielt sich die Kirche nach wie vor das Monopol theatralischer Schauspiele vor. Mit ihr konkurrierten in dieser Hinsicht einige Geheimgesellschaften, wie etwa die Freimaurer. Aber sie selbst sind gänzlich vom weltlichen Pfaffentum durchdrungen. Die Schaffung eines revolutionären „Lebenszeremoniells“ (wir wollen dieses Wort nehmen, da es uns an einem besseren fehlt) und die Gegenüberstellung desselben dem kirchlichen Zeremoniell ist durchführbar nicht nur in bezug auf die Ereignisse öffentlich-staatlichen Charakters, sondern auch in bezug auf die Familienereignisse. Schon heute ist ein Orchester, das einen Trauermarsch spielt, wie sich herausstellt, nicht selten in der Lage, mit einer kirchlichen Totenmesse zu konkurrieren. Und wir müssen natürlich das Orchester zu unserem Verbündeten im Kampfe gegen das Kirchenzeremoniell machen, das auf dem Knechtsglauben an eine andere Welt beruht, in der das Übel und die Gemeinheiten dieser Welt hundertfach vergolten werden sollen. Ein noch mächtigerer Verbündeter wird für uns das Kino sein.

Die Schaffung neuer Lebensformen und einer

neuen Lebenstheatralik wird zunehmen zusammen mit der Verbreitung des Lesens und Schreibens und mit der Zunahme der materiellen Sicherstellung. Wir haben allen Grund, diesen Prozeß mit der größten Aufmerksamkeit zu verfolgen. Von irgendeiner zwangsmäßigen Einmischung von obenher, d. h. von einer Bürokratisierung der neuen Lebenserscheinungen kann natürlich gar keine Rede sein. Nur die kollektive, schöpferische Tätigkeit der breitesten Bevölkerungskreise unter Hinzuziehung der künstlerischen Phantasie, der schöpferischen Einbildung, der künstlerischen Initiative zu dieser Arbeit, kann uns allmählich im Laufe von Jahren und Jahrzehnten auf die Bahn neuer, vergeistigter, veredelter, von kollektiver Theatralik durchdrungener Lebensformen führen. Ohne jedoch diesen schöpferischen Prozeß zu reglementieren, muß man ihn auch jetzt schon in jeder Weise fördern. Hierfür ist aber wiederum vor allem notwendig, daß er aus einem blinden zu einem sehenden werde. Man muß in dieser Hinsicht aufmerksam alles das verfolgen, was in dieser Hinsicht in der Arbeiterfamilie und überhaupt in der Sowjetfamilie geschieht. Alle neuen Formen, Keime solcher Formen und sogar Andeutungen derselben müssen in die Spalten der Presse kommen, zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden, die Phantasie und das Interesse wecken und damit das kollektive Schöpfungstum neuer Lebensformen vorwärtstreiben.

Dem Kommunistischen Jugendverband gebührt in dieser Arbeit Platz und Ehre. Nicht jeder Einfall wird sich als gelungen erweisen, nicht jedes Unterfangen Fuß fassen. Was wäre da Schlimmes daran?

Die notwendige Auslese wird von selbst kommen. Das neue Leben wird jene Formen adoptieren, die ihm geeignet erscheinen werden. Das Resultat davon wird sein, daß das Leben reicher, besser, geräumiger, bunter, klangvoller werden wird. Das aber ist das Wesentliche.

VII.

Der Kampf um die Sprachkultur.

Dieser Tage las ich in einer unserer Zeitungen folgendes: „In der Generalversammlung der Arbeiter der Schuhfabrik „Pariser Kommune“ wurde der Beschluß gefaßt, das Schimpfen auszurotten, für „Ausdrücke“ Strafen aufzuerlegen usw. . . .“

Das ist im Wirbel unserer Zeit und an den „Ausdrücken“ Lord Curzons gemessen, für die man ihn vorläufig noch nicht bestrafen kann, eine zwar kleine, aber bedeutsame Tatsache. Ihre Bedeutung wird jedoch erst in Abhängigkeit davon zutage treten, was für einen Widerhall diese Initiative finden wird.

Das Schimpfen ist ein Erbe der Knechtschaft, der Unterdrückung, der Nichtachtung der menschlichen Würde, der fremden und der eigenen. Von unserem russischen Schimpfen gilt das ganz besonders. Man müßte, bei Philologen, Linguisten, Folkloristen anfragen, ob es bei anderen Völkern ein so ungezügelter, schmieriges und widerliches Schimpfen gibt, wie bei uns. Soviel ich weiß, ist das nicht oder fast gar nicht der Fall. In dem russischen Schimpfen *von unten herauf* liegt Verzweiflung, Erbitterung und vor allem hoffnungslose, ausweglose

Knechtschaft. Dasselbe Schimpfen aber war, wenn es *von oben herab* aus dem Munde des Adligen, des Polizeivorstehers erfolgte, der Ausdruck ständiger Überlegenheit, der Sklavenhalterehre, der Uerschütterlichkeit der gesellschaftlichen Grundlagen. . . . Die Sprichwörter sind, heißt es, der Ausdruck der Volksweisheit, — aber nicht nur der Weisheit, sondern auch der Unwissenheit, der Vorurteile und der Sklaverei. „Schmähteden verweht der Wind“ — sagt ein altes russisches Sprichwort, und es spiegelt sich in ihm nicht nur die Tatsache der Knechtschaft, sondern auch die Aussöhnung mit ihr wider. Zwei Ströme russischen Schimpfredens: das satte, schmalzige Schimpfen des Herrn, des Beamten, des Polizisten einerseits, und das hungrige, verzweifelte, krampfhaftes Schimpfen der Unterdrückten andererseits, — haben das ganze russische Leben mit einer widerlichen Wortverzierung verbrämt. Und dieses Erbe hat unter vielen anderen die Revolution übernommen.

Die Revolution ist ja aber doch vor allem das Erwachen der menschlichen Persönlichkeit in jenen Massen, die früher unpersönlich sein mußten. Die Revolution ist, trotz all der zuweilen in Erscheinung tretenden Grausamkeit und blutigen Erbarmungslosigkeit ihrer Methoden, vor allem und hauptsächlich das Erwachen der Menschlichkeit, ihr Fortschreiten, die Zunahme der Aufmerksamkeit gegenüber der eigenen und fremden Würde, das Wachsen der Teilnahme für die Schwachen und Schwächsten. Die Revolution ist keine Revolution, wenn sie nicht mit allen ihren Kräften und Mitteln der doppelt und dreifach unterdrückten Frau behilflich ist, die Bahn

der persönlichen und öffentlichen Entwicklung zu betreten. Die Revolution ist keine Revolution, wenn sie nicht die größte Teilnahme für die Kinder an den Tag legt: denn diese gerade sind ja die Zukunft, in deren Namen die Revolution vor sich geht. Kann man aber — wenn auch nur brocken- und bruchstückweise — in tagtäglichem Mühen ein neues Leben, das auf gegenseitiger Achtung, auf Selbstachtung, auf kameradschaftlicher Gleichheit der Frau, auf der wahren Sorge für das Kind beruht, gestalten, in einer Atmosphäre, in der das nichts und niemanden schonende herrisch-sklavisch alt-russische Schimpfen poltert, grunzt, schallt und tönt? Der Kampf gegen die „Ausdrücke“ ist eine ebensolche Voraussetzung der geistigen Kultur, wie der Kampf gegen Schmutz und Läuse die Voraussetzung der materiellen Kultur ist.

Die Zügellosigkeit der Zunge auszurotten, ist gar keine so einfache und leichte Aufgabe, da die Wurzeln dieser Ungezügeltheit nicht im Wort, sondern im Seelenleben und im Alltagsleben liegen. Die Initiative der Fabrik „Pariser Kommune“ ist natürlich in jeder Weise zu begrüßen, vor allem aber ist den Initiatoren Ausdauer und Hartnäckigkeit zu wünschen, denn die psychischen Gewohnheiten, die von Generation auf Generation übergangen und bis auf den heutigen Tag die ganze Atmosphäre sättigen, lassen sich nicht leicht ausrotten, während wir doch so oft mit aller Wucht vorwärtsstürmen, uns überheben, eine resignierende Handbewegung machen und alles beim alten lassen.

Wir wollen hoffen, daß die Arbeiterinnen, und vor allem die Kommunistinnen, die Initiative der

„Pariser Kommune“ unterstützen werden. Man kann sagen, daß in der Regel — natürlich gibt es Ausnahmen — ein Schimpfer und Schmäher sich der Frau gegenüber verächtlich und dem Kinde gegenüber achtlos verhalten wird, und das nicht nur unter den rückständigen Massen, sondern nicht selten auch unter den Fortschrittlichsten, zuweilen auch bei sehr „Verantwortlichen“. Man kann ja nicht leugnen, daß die alte vaterländische Phraseologie (Schtschedrin nannte sie Mityrognosie) bei uns auch heute noch, im sechsten Jahre nach dem Oktober, und zwar sogar unter den sogenannten „Spitzen“ entwickelt ist. Außerhalb der Stadtgrenzen, im besonderen außerhalb der Grenzen der Hauptstädte, halten es manche „Würdenträger“ gewissermaßen sogar für ihre Pflicht, mit „Ausdrücken“ um sich zu werfen, da sie darin offenbar einen der Wege sehen, mit der Bauernschaft in enge Berührung zu kommen. . . .

Unser Leben ist in seiner wirtschaftlichen Grundlage und in seinen kulturellen Formen sehr widerspruchsvoll. Wir sehen hier bei uns, im Mittelpunkt des Landes, in unmittelbarer Nähe von Moskau, ungeheure Sumpfflächen, unwegsame Wälder und gleich dicht daneben Fabriken, die den europäischen oder amerikanischen Ingenieur durch ihre Technik in Erstaunen versetzen. Dieselben Kontraste bestehen auch in unseren Sitten. Und zwar nicht nur in jenem Sinne, daß wir Schulter an Schulter mit Kit Kitytsch dem Jüngeren, der durch die Revolution, die Expropriation, das Gaunertum, die illegale Spekulation und die legalisierte Spekulation hindurchgegangen ist und sein inneres Vorstädter-

naturell fast unberührt erhalten hat, den besten Typ des Arbeiterkommunisten sehen, der Tag für Tag den Interessen der Weltarbeiterklasse lebt und bereit ist, in einem beliebigen Moment für die Sache der Revolution in einem beliebigen Lande zu kämpfen, das er selbst vielleicht nicht einmal auf der Karte zu finden in der Lage sein würde. Neben diesem sozialen Kontrast — dem Schweinestumpfsinn und dem höchsten revolutionären Idealismus — können wir nicht selten psychische Kontraste in einem und demselben Kopfe, in einem und demselben Bewußtsein beobachten. Da ist einer ein aufrichtiger und treuer Kommunist, die Frauen aber sind für ihn „Weiberpack“ (was für ein widerliches Wort!), von dem man gar nicht ernsthaft reden kann. Oder ein verdienter Kommunard macht plötzlich eine Äußerung, daß man geradezu aus dem Zimmer hinauslaufen möchte. Das geschieht daher, weil die verschiedenen Gebiete des menschlichen Bewußtseins sich durchaus nicht parallel und gleichzeitig verändern und umgestalten. Hier herrscht auch eine eigene Art der Ökonomie. Das Seelenleben ist sehr konservativ, und unter dem Einflusse der Anforderungen und Schläge des Lebens verändern sich in erster Linie jene Gebiete des Bewußtseins, die diesen Schlägen unmittelbar ausgesetzt sind. Unsere soziale und politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte dagegen verlief in einem noch nie dagewesenen und unerhörten Tempo, mit noch nie dagewesenen und unerhörten plötzlichen Wendungen und Sprüngen. Darum sind ja auch die Zerrüttung und das Chaos bei uns so tief. Aber es wäre unrichtig, zu meinen, daß diese Geschwister nur in der

Produktion oder im Staatsapparat wirtschaften. Nein, man braucht es gar nicht zu verhehlen, daß sie auch in den Köpfen herrschen und die unglaublichsten Kombinationen der fortschrittlichsten, aufrichtigsten und durchdachtesten Überzeugungen (in dieser Hinsicht geben wir Europa und Amerika manche Lehre!) in Verbindung mit Gesinnungen, Gewohnheiten und teilweise auch Ansichten erzeugen, die geradezu aus dem Mittelalter kommen. Die geistige Front auszurichten, d. h. alle Gebiete des Bewußtseins mit der marxistischen Methode durchzuarbeiten, — das ist die allgemeine Formel der Erziehung und Selbsterziehung, vor allem für unsere eigene Partei, von ihren Spitzen beginnend. Und diese Aufgabe ist wiederum furchtbar kompliziert und nicht allein durch Schul- und Literaturmittel lösbar, denn die letzten Wurzeln der Gegensätze und der psychischen Unstimmigkeit liegen in der Zerrüttung und dem Chaos des *Seins*. Denn das Bewußtsein wird ja letzten Endes durch das Sein bestimmt. Aber die Abhängigkeit ist hier keine mechanische und keine automatische, sondern eine aktive oder auf gegenseitiger Aktivität beruhende. Man muß darum an die Lösung der Aufgabe von verschiedenen Seiten her und unter anderem auch von jener Seite her herantreten, von der aus es die Arbeiter der Fabrik „Pariser Kommune“ taten.

Wir wünschen ihnen also Erfolg!

P. S. Der Kampf gegen die Schimpfworte ist zugleich ein Bestandteil des Kampfes um die Reinheit, Klarheit und Schönheit der Sprache.

Reaktionäre Dummköpfe behaupten, daß die Revolution, wenn sie die russische Sprache auch noch

nicht zugrunde gerichtet hat, sie doch jetzt zugrunde richtet. Es ist bei uns tatsächlich eine ungeheure Zahl von Worten zufälliger Herkunft gebräuchlich geworden, die zuweilen offenkundig überflüssig sind, provinzielle Ausdrücke, die zuweilen dem Geiste der Sprache von Grund aus feindlich sind usw. Die reaktionären Dummköpfe irren sich aber hinsichtlich der Schicksale der russischen Sprache in der gleichen Weise wie hinsichtlich alles übrigen. Die Sprache wird aus den revolutionären Erschütterungen erstarkt, verjüngt, mit gesteigerter Elastizität und Sensibilität hervorgehen. Unsere vorrevolutionäre, offenkundig in der Verknöcherung befindliche Kanzlei- und liberale Zeitungssprache wird bereichert werden — ist schon in bedeutendem Maße bereichert worden — durch neue wortplastische Mittel, durch neue viel genauere und dynamischere Ausdrücke. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß im Laufe dieser stürmischen Jahre auch eine nicht geringe Verunreinigung der Sprache eingetreten ist. Die Hebung unseres Kulturniveaus muß und wird unter anderem auch zum Ausdruck kommen in der Ausscheidung aller unnötigen oder der Natur der Sprache fremden Worte und Ausdrücke aus dem Wörterschatz unserer Sprache, unter Beibehaltung der unbestreitbaren und unschätzbaren sprachlichen Errungenschaften der revolutionären Epoche.

Die Sprache ist ein Instrument des Denkens. Genauigkeit und Richtigkeit der Sprache sind notwendige Voraussetzungen der Richtigkeit und Genauigkeit des Denkens. Zum erstenmal in der Geschichte ist bei uns die Arbeiterklasse zur Macht

gelangt. Sie hat einen reichen Vorrat werktätiger Lebenserfahrung und eine auf dieser Erfahrung gewachsene Sprache mitgebracht. Aber sie hat auch eine ungenügende elementare, geschweige denn literarische Bildung mitgebracht. Das ist der Grund, warum die regierende Arbeiterklasse, die durch ihre ganze soziale Natur Garantien einer weiteren mächtigen Entwicklung der russischen Sprache gibt, nicht immer den in die Alltags- und Zeitungssprache eingedrungenen Wörtern und Ausdrücken — die überflüssig, unnütz, unrichtig und zuweilen widerlich sind — den notwendigen Widerstand entgegensetzt.*)

Bei uns sind grobe Sprachunrichtigkeiten gebräuchlich geworden, deren Ursache die Umgestaltung von Fremdwörtern und ihre Anpassung an die russische Sprache ist. So sagen bei uns nicht selten sehr gute Arbeiterredner: *konstantieren* statt *konstatieren*; *Inzindent* statt *Inzident*; und umgekehrt *Instikt* statt *Instinkt*; *legulieren* und *legulär* statt *regulieren* und *regulär*. Diese Verstümmelungen waren im Arbeitermilieu auch früher, vor der Revolution, üblich. Aber jetzt erwerben sie gewissermaßen Bürgerrecht. Solche und ähnliche fehlerhafte Ausdrücke werden von niemandem korrigiert, offenbar aus Erwägungen falscher Eigenliebe. Das geht nicht. Der Kampf um die Elementarbildung und Kultur muß für die fortgeschrittenste Schicht der Arbeiter den Kampf um die Beherrschung der

*) Der Verfasser führt im weiteren eine Reihe von falschen Redewendungen und Ausdrücken an, die sich nicht ins Deutsche übertragen lassen. Anm. d. Übers.

russischen Sprache in ihrem ganzen Reichtum, in ihrer ganzen Elastizität und Feinheit bedeuten. Die erste Bedingung hierfür muß die Ausrottung der falschen, fremdstämmigen Worte und Ausdrücke aus der lebendigen Alltagssprache sein. Auch die Sprache bedarf ihrer eigenen Hygiene. Die Arbeiterklasse bedarf einer gesunden Sprache nicht weniger, sondern noch mehr als alle anderen Klassen, denn zum erstenmal in der Geschichte beginnt die Arbeiterklasse die ganze Natur, das ganze Leben bis in seine tiefsten Grundlagen mit seinem eigenen Denken zu durchdenken: für diese Arbeit braucht sie das Instrument des klaren, reinen geschliffenen Wortes.

Beilage.

Fragen und Antworten über das Arbeiterleben.

Im Vorwort wurde bereits darauf hingewiesen, daß das Hauptmaterial für diese Arbeit eine Besprechung mit einer Gruppe Moskauer Parteimassenagitatoren lieferte*). Von ihnen stammen auch die schriftlichen Antworten auf die von mir gestellten

*) Ihre Liste ist folgende:

1. *Antonow* (Arbeiter der Waggonwerkstätten der Oktober-eisenbahn).
2. *Borissow* (Sekretär der Zelle der Fabrik „Dynamo“).
3. *Gordejew* (Chef der Agitationsabteilung des Bezirkskomitees Orechowo-Sujewo).
4. *Gordon* (Chefin der Organisationsabteilung des Rayonkomitees Sokolniki).
5. *Dorofejew* (Sekretär des Moskauer Sowjets).
6. *Sacharow* (Sekretär des Rayonkomitees Rogoshschoje-Simono-
nowo).
7. *Iwanow* (Mitglied der Zelle der Fabrik „Pariser Kommune“).
8. *Kasakow* (Sekretär der Zelle der Fabrik „Pariser Kommune“).
9. *Kasanski* (Sekretär der Zelle der Fabrik „Roter Stern“).
10. *Kobosew* (Sekretär der Zelle der Osersker Fabrik des Be-
zirkes Kolomenskoje).
11. *Kolizow* (Mitglied des Moskauer Komitees).
12. *Korobizyn* (Arbeiter der Fabrik „AMO“).

Fragen. Ich halte es für zweckmäßig, zur Begründung einiger Schlußfolgerungen dieser Broschüre hier wenigstens die wesentlichsten Auszüge aus dem Stenogramm der Besprechung und aus den Rundfrageantworten anzuführen. Dieses Material ist meines Erachtens von selbständigem Interesse.

Frage Nr. 1:

Nach welcher Art von Büchern und Broschüren läßt sich eine besondere Nachfrage beobachten?

An was für Büchern fehlt es im besonderen in unseren Arbeiterbibliotheken?

Lesen die Arbeiter schöne Literatur?

Welche Verfasser sind die populärsten?

Ist eine genügende Bücheranzahl der notwendigen schönen Literatur vorhanden?

13. Kuljkow (Sekretär der Zelle der Fabrik „Roter Lieferant“).
14. Lagutina (Mitglied des Fabrikkomitees der Fabrik „Roter Stern“).
15. Lewitzki (Vorsitzender des Fabrikkomitees des Werkes „Geophysik“).
16. Lidak (Mitglied der Kontrollkommission des M. K.).
17. Lyssenko (Organisator der Eisenbahngruppen beim Rayonkomitee „Rote Presnja“).
18. Marinin (Sekretär der Zelle der Fabrik „Rußkabel“).
19. Markow (Vorsitzender der Abteilung des Gouvernementsverbandes der Textilarbeiter).
20. Ossipow (Gruppenorganisator des Baumannschen Rayons).
21. Osnas (Arbeiter der Elektrischen Kraftstation 1886).
22. Stankewitsch (1. Musterdruckerei).
23. Finkowski (Agitator beim Moskauer Komitee, Swerdlow-Student).
24. Zeitlin (Chefin der Frauenabteilung des M. K.).
25. Alexejew, (Vorsitzender der Eisenbahngewerkschaft der Kasaner Eisenbahn).

Antworten:

Lyssenko:

Die Zahl der Bücher in den Arbeiterbibliotheken ist gering, die Bücher sind schlecht broschiert, ohne Einband; Papier und Schrift sind schlecht.

Kasakow:

Es läßt sich Interesse für jene Broschüren beobachten, in denen die Frage in der einfachsten Sprache kurz und verständlich dargelegt ist und die in großer Schrift gedruckt sind. Die Bibliotheken aber sind mit allem was man nur will überfüllt, nur nicht mit Büchern, die für die Arbeiter geeignet wären.

Iwanow:

Es besteht mehr Nachfrage nach den Werken Rubakins*), doch sind diese nur in sehr geringer Anzahl vorhanden. Unter der antireligiösen Literatur erfreuen sich einer großen Nachfrage die Werke von Demian Bedny**).

Osnas:

Aus der revolutionären Literatur wird alles gelesen, was am lebendigsten und interessantesten geschrieben ist (Swertschkow, Schapowalow). Die Zeitschrift „Proletarische Revolution“ wird von wenigen gelesen: die Ernsthaftigkeit der Zeitschrift und der Mangel an System in der Auswahl des Ma-

*) Populärer naturwissenschaftlicher und religiös-ethischer Schriftsteller liberaler Richtung. Anm. d. Übers.

**) Moderner Revolutionsdichter, der in sehr volkstümlicher Form schreibt. Anm. d. Übers.

terials, durch den die Orientierung erschwert wird und die Erinnerungen unverständlich werden, wirken abschreckend.

Unter der Belletristik für erwachsene Arbeiter steht Upton Sinclair an erster Stelle.

Unter Berücksichtigung der Erfahrung und des Gesichtskreises des in der Revolution herangewachsenen Arbeiters müssen Bücher geschaffen werden, die als Vorbereitung für die Propaganda des Materialismus und Marxismus dienen.

Markow:

Um den Arbeiter ans Lesen zu gewöhnen, müssen in einer nicht langweiligen Form die Qualen und Foltern der einzelnen Kämpfergenossen für die Arbeitersache in der illegalen Zeit, ihre Verbannung, ihre Flucht aus der Verbannung, ihre Abenteuer, die sie unterwegs hatten, usw. beschrieben werden³⁾.

Antonow:

Es sind fliegende Bibliotheken für die Werkstätten notwendig.

³⁾ Das ist richtig! Die Jugend, und nicht nur die Jugend allein, muß mit der Vergangenheit des revolutionären Kampfes durch heroische Episoden und heroische Vorbilder vertraut gemacht werden. Der Parteihistoriker leistet eine Arbeit von ungeheurer Wichtigkeit, doch sind die von ihm gesammelten Dokumente und Materialien nur für wenige zugänglich. Der künftige Historiker wird auf Grund dieser Materialien ein abgeschlossenes Buch über die Geschichte unserer Partei geben, und es ist anzunehmen, daß es nicht bei einem einzigen Buch bleiben wird. Doch können wir nicht auf den Abschluß dieser Arbeit warten. Wir brauchen jetzt lebendige Skizzen auf Grund dieser Materialien: Biographien, die wie heroische Dichtungen geschrieben sind, und

Kuljkow:

Es besteht Nachfrage nach Büchern der politischen Ökonomie, nach Büchern über die neue Landorganisation, nach Literatur über Themen des Alltagslebens, über sanitäre Fragen, über Fragen der Anpassung an die Arbeit, darüber, wie Vater und Mutter sich in der Familie zu den Kindern verhalten sollen, wie die Lebenshaltung unter dem gegenwärtigen Verdienst verbilligt werden soll, über Gewerkschafts- und Sowjetaufbau. Das alles muß populär, kurz und lesbar, mit Zeichnungen geschildert sein. Für die politisch wenig vorbereiteten Kommunisten fehlt es an systematisch ausgewählter Literatur zum Studium der Partei, über den historischen Materialismus, über die Gewerkschaftsbewegung usw. Es fehlt an entsprechenden Ratgebern.

Es ist sehr wenig ausgewählte Literatur von Demian Bedny vorhanden.

Lagutina und Kasanski:

Der Prozentsatz der bücherlesenden Arbeiter ist nicht hoch. Unter den Kommunisten ist dieser Pro-

einzelne Kapitel unseres revolutionären Kollektivromans, der der packendste unter allen Geschichtsromanen ist. Es müssen Künstler, Belletristen, Dichter mit revolutionärer Ader zur Bearbeitung dieses Themas herangezogen werden. Das Buch John Reeds, das zehntägige Kapitel der Oktoberrevolution, ist ein wahrhaft unschätzbare Beitrag für die Bibliothek der jungen Generation. Derartige Monographien, Biographien und historisch-revolutionäre, mit dramatischem Inhalt gesättigte Skizzen werden mit Erfolg mit der revolutionären und halbrevolutionären Belletristik konkurrieren, deren es so wenig gibt. Vor dieser letzteren haben sie den Vorzug, daß in ihnen die Schürzung und Lösung des Knotens durch das Leben selbst vorgenommen wird. L. T.

zentsatz noch niedriger (man beruft sich auf Überbürdung durch Versammlungen usw.).

Die größte Nachfrage ist die nach heroisch-revolutionärer Belletristik.

Dostojewski gegenüber verhält sich die Jugend ablehnend.

Die politische Literatur geht schlecht.

Überall besteht eine starke Nachfrage nach angewandter Literatur: Technik, Wirtschaft, Arbeiterleben.

Eine große Neigung besteht für wissenschaftliche Literatur (Astronomie, Entstehung der Erde und des Menschen).

Das Verhältnis zur populären antireligiösen Literatur ist ein warmes.

Gordejew:

Ich entsinne mich, wie gut in der Roten Armee die populäre Literatur aufgenommen wurde. Wenn ein Bauernsohn kam, so wußte er wohl, daß der Patriarch Tichon die Bolschewiki verflucht hat, trotzdem aber waren die antireligiösen Gedichte Demian Bednys die populärste Literatur. Diese Gedichte wurden derartig zerlesen, daß von ihnen nichts übrig blieb. Das politische Bureau und das Z. K. unserer Partei sollten D. Bedny aus seinem unbefristeten Urlaub zurückholen und ihn veranlassen, über antireligiöse Themen zu schreiben. Die Bauern lesen die Gedichte D. Bednys sehr eifrig. Es gibt natürlich auch andere Literatur: über die Entstehung der Welt und der verschiedenen Mythen. Wenn aber diese Mythen von D. Bedny in einem guten Gedicht

dargelegt würden, so wird das für den Arbeiter und Bauer verständlicher sein. D. Bedny versteht es, alles gewissermaßen auf den Kopf zu stellen, und es wäre Zeit, daß er aus seinem unbefristeten Urlaub zurückkehrt, denn er hat im „Krokodil“ schon die verschmitzte Bemerkung gemacht, daß er vom revolutionären Kriegssowjet der Republik entlassen sei.

Kuljcow:

In was für einem Verhältnis der Bauer zur Landwirtschaft steht? Wir warfen einen Blick in die Bibliotheken und fanden dort kein einziges Buch über die Wirtschaftsfrage, indessen interessieren den Bauer doch gerade diese Fragen am allermeisten. Früher hatte er vielleicht keine Kuh gehabt, jetzt aber hat die Hungersnot ihn gezwungen, sich eine Kuh und ein Pferd anzuschaffen, und er muß wissen, wie er seine Wirtschaft kultureller führen könnte. Wir brauchen keine dicken Bände von 200 bis 300 Seiten herauszugeben, es genügte, wenn man dies alles auf drei Seiten unterbrächte, aber so, daß es verständlich wäre. Das gleiche könnte man auch hinsichtlich der Arbeiter sagen.

Ossipow:

Ein großes Interesse legen die Arbeiter für Bücher an den Tag, in denen von der Familie die Rede ist. Solche Gespräche werden sehr viel geführt, und darum wollen sie darüber etwas lesen. Ich kenne keine solchen Bücher, indessen sind sie sehr notwendig, selbst wenn es nur ganz kurze, kleine wären, die aber doch die Mehrzahl lesen könnte.

Lyssenko:

Nun über die Straßenerscheinungen. Wir beachten es oftmals nicht, wie die Kinder auf der Straße Unfug treiben und was für Erscheinungen hier vorkommen, — zuweilen gute, zuweilen aber auch üble. So spielen sie z. B. „Rote Armee“, und obwohl dies den Beigeschmack von „Militarismus“ zu haben scheint, so ist dies doch gut; zuweilen aber ist es auch etwas anderes, es kommen andere Spiele vor, die schlimmer sind, aber es sagt ihnen deswegen niemand etwas. Man muß wissen, wie diese Frage in Angriff genommen werden muß, um die Kinder auf den richtigen Weg zu lenken, man muß wissen, was man ihnen zu lesen geben soll, — vielleicht etwas über Körperkultur oder irgend etwas anderes, Nützliches. Meiner Meinung nach sollte man die meiste Aufmerksamkeit den kleinen Fragen zuwenden, denn man sagt uns oft, daß wir immer nur von umfassenden Materien sprächen, wir sollten besser von dem sprechen, was dem Leben näher ist. Wir müssen den Kleinigkeiten des Lebens unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Markow:

Offen gesagt, habe ich so viel gelesen, daß ich der einen Nahrung überdrüssig geworden bin, obwohl sie gut ist. Es gibt ein Sprichwort: wenn man immer Kalbfleisch ißt, will man auch einmal Schweinefleisch. Ebenso ist es auch hier. Man betrachte einmal unsere Literatur genau, — da sind lauter gelehrte Artikel, von denen es einem im Kopf surrt. Wenn man eine Zeitung nimmt, so ist es ebenso. Man ißt zu Mittag und blickt in die Zeitung, kaum aber hat

man die Zeitung weggelegt, so hat man auch schon vergessen, nicht nur auf welcher Zeile und bei welchem Satz man haltgemacht, sondern sogar welchen Artikel man gerade gelesen hat. Es ist Abwechslung notwendig. Ich fand vor kurzem ein Buch, ich glaube von Swertschkow, „Fünf Jahre Revolution“. Ich habe keine Zeit, sitze bis über beide Ohren in der Arbeit, während des Essens kann ich gerade nur die Leitartikel in den Zeitungen lesen, von diesem Buch aber kann man sich gar nicht losreißen. Ich las die Zeitung beim Teetrinken und das Buch zu Hause. Ich machte es mir zur Regel, vor dem Schlafengehen wenigstens 10 Minuten in diesem Buch zu lesen, und nun vergesse ich, daß ich ja auch schlafen muß.

Ich muß oft als Redner in allgemeinen Arbeiterversammlungen auftreten. Und wenn man über die Konzentration, über die Gesundung der Industrie spricht, so heißt es: warum sind keine Rohstoffe da, wo hat man sie hingetan oder wer hat sie gestohlen? Dieses auffällige Moment hat niemand in der gebührenden Weise beleuchtet. Es sind natürlich Versuche gemacht worden, aber ich verstehe selbst nicht, warum keine Rohstoffe vorhanden sind. Wenn es voriges Jahr keine gab, so war der Krieg daran schuld, warum aber sind 1923 keine vorhanden? Es ist ja doch kein Krieg. Und wie wird die Baumwolle gesät, und was ist hierfür notwendig? Ein für das Gouvernement Moskau so wichtiges Moment ist von niemandem in verständlicher Sprache beleuchtet worden, niemand hat sich das Ziel gesetzt, eine populäre Darstellung zu geben, wie man die Baumwolle säte, warum es sie jetzt hier nicht mehr gibt, wie und was notwendig ist, damit man sie säen kann.

Frage Nr. 2.

Welche von unseren Zeitungen lesen die Arbeiter besonders gern?

Was lesen die Arbeiter in erster Linie?

Welche Rubriken unserer Zeitungen müssen entwickelt und erweitert werden?

Sind die Rosta-Telegramme den Arbeiterlesern verständlich?

Ist in dieser Hinsicht nicht eine entschiedene Änderung des Charakters unserer telegraphischen Information notwendig?

Welche Verbreitung hat die Gewerkschaftspresse?

Wird sie von den Arbeitern gelesen?

Antworten.

Marinin:

Die Arbeiter klagen über den schlechten Druck der Zeitungen.

Kasakow:

Die Gewerkschaftspresse wird so gelesen, als wenn man Knochen schluckte. Man ist gezwungen, sie mit List, d. h. künstlich, zu verbreiten.

Markow:

Wenn man in der Zeitung mit dem Raum spart (für Erklärungen unverständlicher Tatsachen und Worte), — so wirft der Arbeiter die ganze Zeitung fort.

Dorofejew:

Es müssen solche Fragen eingehender beleuchtet werden, wie hoch in Westeuropa — z. B. in Deutschland — die Kultur steht: die Gartenkultur, die Feld-

kultur usw., wenn auch nur im Vergleich mit unserer primitiven Landwirtschaft.

Man muß über das Leben der Arbeiter in Westeuropa, über ihre Kultur im allgemeinen, über ihre Wohnverhältnisse, darüber, wie und wo sie ihre freie Zeit verbringen, und über ihre revolutionäre Gesinnung schreiben. Man muß hierüber nicht so allgemein schreiben, wie das bei uns üblich ist.

Koljzow:

Es wäre erwünscht, eine Rubrik über das innere Leben (die Lebensweise) des Massenarbeiters zu schaffen, und es wäre notwendig, eine eigene kleine, wenn auch nur wöchentlich erscheinende Zeitung oder kleine Zeitschrift produktionswissenschaftlichen Charakters mit einer politisch-aufklärenden Abteilung herauszugeben.

Antonow:

Beim Lesen des „Gudok“ („Die Fabrikpfeife“) wird vor allem bei den kleinen, weniger wichtigen und ganz unwichtigen Einzelheiten begonnen.

Es gibt wenig für den Arbeiter verständliche, sachliche Artikel aus dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Die telegraphische Information muß auf ein Minimum herabgesetzt werden.

Die Entwicklung der Plakatzeitungen lokalen Inhalts in den Werkstätten, unter Beteiligung der Arbeiter selbst, wird in kurzer Zeit die positive und negative Seite der Zeitungsarbeit zeigen.

Finkowski:

In den Rosta-Telegrammen muß dem Arbeiter vor allem deutlich gesagt werden, woher das Tele-

gramm kommt und wer sein Verfasser ist. Das bleibt für viele Arbeiter ein Geheimnis. Er weiß zuweilen nicht, ob eigene Leute oder Fremde ihm diese Neuigkeiten aufdrängen. Am Ende des Telegramms oder an seinem Anfang sollte eine kurze Bewertung gegeben werden. Dadurch würde auch der Charakter der telegraphischen Information teilweise verändert werden.

Sacharow:

Die Rosta-Telegramme sind nicht ganz verständlich. Sie werden von Korrespondenten geschrieben, die eine große Vorliebe für solche Worte haben, die man selbst dann nicht versteht, wenn man ihre Erklärung im Wörterbuch nachliest. Die telegraphische Information muß also verändert werden, indem man in Betracht zieht, daß solche Worte, wie z. B. „Provinz“, „Place d'armes“, „Bassin“, den Arbeitern nicht sehr verständlich sind, und daß sie sich keine Vorstellung von der Landkarte machen.

Kuljkow:

Meist verstehen die Arbeiter die Telegramme nicht, da sie nicht wissen, was jede einzelne ausländische Presseagentur eigentlich darstellt. Es muß in der Presse ein elementarer Begriff von der „Rosta“ und anderen Agenturen eingeführt werden.

Die Gewerkschaftspresse wird unpünktlich verbreitet, wird aufdringlich verbreitet, von den Arbeitern wird sie nicht gelesen und hat überhaupt sehr, sehr wenige Leser. Hier ist eine radikale Veränderung der Presse hinsichtlich der Behandlung der zur Besprechung gelangenden Fragen notwendig.

Die Mitteilungen über Streiks und die revolutionäre

näre Bewegung im Ausland befriedigen den Arbeiter nicht ganz, zuweilen wird über den Beginn und über den Abschluß des Streiks nichts geschrieben, oder es wird sehr kurz geschrieben. Es wird über die großen Industriezweige berichtet, während die kleinere Industrie — die Lederindustrie, Holzverarbeitungsindustrie, Schneiderei — gar nicht beleuchtet wird.

Lagutina und Kasanski:

Was die Verbreitung anbelangt, so steht an erster Stelle „Das Arbeitermoskau“, die „Arbeiterzeitung“ und die „Jugendprawda“. Die verhältnismäßige Billigkeit dieser Zeitungen und die Einfachheit ihrer Darlegung bilden die Grundlage ihres Erfolges.

Die Plakatzeitung ist dort, wo sie vorhanden ist, die dem Arbeiter nächststehende Zeitung.

Die Rosta-Telegramme müssen gänzlich umgestaltet werden; sie müssen in einfacher Sprache abgefaßt werden, und wenn Erläuterungen gegeben werden, so müssen diese verständlich sein, nicht aber neue Rätsel aufgeben.

Antonow:

Warum die Frage des Alltagslebens nicht in den Spalten der Presse klargelegt wird? Ich glaube, daß der Grund hierfür der ist, daß, wenn in den Spalten der Presse eine Beschreibung des Arbeiterlebens gegeben würde, man tiefer auf die Psychologie der Arbeiter der Jetztzeit eingehen müßte. Natürlich ist das eine sehr schwierige Sache, und es ist schwer, sie in Angriff zu nehmen. In Zukunft wird sich das ändern, gegenwärtig aber ist es für den Schriftsteller leichter, über den gegenwärtigen Moment zu sprechen,

als auf die Psychologie des Arbeiters einzugehen. Darum trifft man in der Presse so selten solche Artikel an.

Kobosew:

In der ausländischen Information macht sich der Mangel bemerkbar, daß der Arbeiter sich die Namen der Städte schlecht merkt und oftmals den Ort der Mitteilung mit dem Ort des Ereignisses verwechselt.

Marinin:

Man interessiert sich dafür, was in Amerika, was in England vorgeht, was dort erfunden wird; darüber aber wird in unseren Zeitungen wenig geschrieben. Ferner interessiert man sich dafür, wie die amerikanischen, wie die französischen Arbeiter leben, während in unseren Zeitungen nur über Streiks geschrieben wird. Überhaupt wird wenig über die Lebensweise der Arbeiter geschrieben.

Koljzow:

Vor allem muß die Frage popularisiert werden, wie man arbeiten muß.

Borissow:

Man schreibt z. B.: Die „Times“ bringen das und das Telegramm. Das sagt meinem Herzen gar nichts, von welcher Richtung diese Zeitung ist usw. Oder es hat z. B. ein Amsterdamer Kongreß stattgefunden, und es ist diesem ein Artikel gewidmet. Haben nun die Genossen ihn gelesen? Nein. Es hätte aber so gearbeitet werden müssen, daß unter den Arbeitern ein Haß gegen die Menschewiki bestände. Oder es erschienen z. B. viele Artikel in bezug auf England, keiner aber war in populärer Sprache geschrieben, und es war auch

keine einzige Notiz darüber da, was Curzon von Rußland verlangt.

Lyssenko:

Ich möchte etwas darüber sagen, was die Arbeiter in der Zeitung lesen und wofür man sie interessieren könnte. Das Allerwichtigste ist für sie natürlich, wie man gut arbeiten lernen kann.

Ich war Arbeiterkorrespondent. Ich wollte meine Psychologie klarmachen: ich habe Frau und Kinder, schilderte meine Lage, als ich aber zehn solche Notizen einreichte, wanderten sie in den Papierkorb. Da begann auch ich anders an die Frage heranzutreten, so wie dies von den anderen Korrespondenten gemacht wird: ich gab eine allgemeine Übersicht des Lebens unserer Fabrik und sprach vom Einfluß der Kommunistischen Partei. Natürlich wirkte das bei den Korrespondenznotizen sehr störend. Es wäre besser, von der Redaktion aus eine kommunistische Färbung zu geben und nicht das zu verstümmeln, was die Korrespondenten schreiben.

(Der Name des Redners ist nicht notiert):

Die Gewerkschaftszeitschriften werden bei uns von niemandem gelesen. Einerseits wiederholen sie nachträglich nur das, was bereits in den Zeitungen gestanden hat, andererseits beleuchten sie das wirkliche Leben nicht: die Tarife, die Erhöhungen und Herabsetzungen der Arbeitslöhne, die Fabrik- und Werkarbeit usw.

(Der Name des Redners ist nicht notiert):

Die Arbeiter wenden ihre Aufmerksamkeit den Ereignissen zu. Warum interessiert sie das? Nun

deshalb, weil das in Moskau vorgeht, weil dies ihr Lebenskreis ist, und man könnte im Zusammenhang mit diesen Fragen manches entwickeln. Über den Fall Komarow wurde trocken berichtet, es wurde nicht darüber geschrieben, was für ein Mensch er ist, es war nur davon die Rede, daß er betete, warum er aber zu einer solchen Bestie wurde, — darüber kein Wort. Der Arbeiter stellt sich die Frage: warum ist er so geworden? Wie soll er eine Antwort hierauf finden? Er weiß ja selbst nichts, die Zeitungen aber könnten sie geben; zu dieser Arbeit sollten die Professoren herangezogen werden, die eine Antwort auf diese Frage geben würden. Die Genossen sprachen von der „Organisation der Arbeit“. Es gibt eine solche Rubrik. Die Arbeiter lesen diese Rubrik, sie nehmen sie ernst, wenn man aber die Mitteilungen dieser Rubrik liest, so muß man zuweilen lachen, da man in der Praxis selten anwenden kann, was dort geschrieben steht. Manchmal kann man es aber doch anwenden. Als z. B. bei uns in der Fabrik einer den Ratschlag gelesen hatte, daß man statt mit zwei Händen auch mit einer Hand sägen könne, lachte er erst hierüber, dann aber probierte er es und begann zu arbeiten. Zuweilen kann man also aus solchen Hinweisen auch Nutzen ziehen, und dafür interessieren sich die Arbeiter.

Frage Nr. 3.

Welches ist das alltägliche Verhältnis der Arbeiter zu den Erscheinungen der Neuen Ökonomischen Politik („NEP“)?

Wird viel über die neue Bourgeoisie gesprochen?

Werden Befürchtungen über die Möglichkeit der Wiederherstellung ihrer Herrschaft ausgesprochen?

A n t w o r t e n :

Marinin:

Das Verhältnis der Arbeiter zu den „NEP“-Männern und den Erscheinungen der „NEP“, unter anderem wenn sich diese Erscheinungen in der „Sowjetbourgeoisie“ beobachten lassen, ist ein schroff ablehnendes.

Ein gleichgültigeres Verhältnis läßt sich unter den alten Leuten (50—70 Jahre) beobachten, die überhaupt konservativer gesinnt sind, aber auch nicht alle.

Kasakow:

Über die neue Bourgeoisie wird nur dann gesprochen, wenn der Arbeiter eine Verletzung seiner Errungenschaften sieht, d. h. wenn an den Feiertagen mit feinen Damen beladene Autos eins nach dem anderen durch die Villenvororte sausen.

Koljzow:

Dieses (die Gelage der Trustleute, der Direktoren, „Spez“ usw.) ist eine der Ursachen der Unzufriedenheit und zuweilen der Nervosität in bezug auf die Zellen der K. P. R., und daraus folgt die Schwierigkeit unserer Agitation an Ort und Stelle, in den untersten Schichten, in der Volksmasse.

Sacharow:

Gewissermaßen instinktiv drängen sich die Arbeiter zur Genossenschaft und verlangen nachdrücklich die Verbesserung dieser Einrichtung. Wenn die

Genossenschaft die Hoffnungen des Arbeiters nicht rechtfertigen und sich nicht fest auf die Füße stellen wird, so werden die Arbeiter beim „NEP“-Mann kaufen, und sein Markt wird den Arbeiter befriedigen. In dieser Hinsicht besteht die Gefahr, daß die Arbeiter mit der Neuen Ökonomischen Politik sympathisieren werden.

Kuljkow:

Es bestehen Befürchtungen über die Rückkehr der Bourgeoisie, im besonderen, wenn der Arbeiter von seiten der neuen und alten Bourgeoisie über das schwere Leben der Arbeiter usw. spotten hört.

Der Arbeiter interessiert sich sehr für die Genossenschaft, zugleich aber auch für ihre Arbeit, die in organisatorischer Hinsicht unter den Arbeitern nicht, wie es sein sollte, durchgeführt wird. Es wäre gut, dieser Seite der Sache Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Arbeiter hassen die „NEP“-Männer in den Geschäften und auf den Jahrmärkten, aber was soll man tun, wenn sie in unserer Genossenschaft nur schmutzigere Ware von schlechterer Qualität finden und nicht immer aufmerksam bedient werden. Der Arbeiter wird dort nur als Empfänger irgendeiner Ration betrachtet.

Lagutina und Kasanski:

Es hat sich viel Haß und Grimm gegen die neue Bourgeoisie angesammelt.

Der Arbeiter sagt: ich bin der Herr im Hause. Ob ich nun auf der Straße gehe oder in der Trambahn fahre, ich fühle es, daß ich der Herr im Hause bin. Wenn ich auf das Fahnenmeer der Demonstration blicke, so fühle ich es: ich bin eine Macht, ich bin der

Herr im Hause. So ich es will, wird nichts als Staub von den „NEP“-Männern übrigbleiben.

Wenn es nötig sein wird, werden wir dieses Gemüse (die neuen Bourgeois) vom Felde pflücken.

Über das tägliche Brot wird jetzt nicht gesprochen.

Finkowski:

Ich glaube, daß man hinsichtlich der „NEP“-Frage in der Auffassung der Arbeiter gegenwärtig zwei Seiten unterscheiden muß: die rein politische Seite und die Alltagsseite. Ich verstehe das folgendermaßen. In politischer Hinsicht scheint mir das Verhalten der Arbeiter seit dem Bestehen der Neuen Ökonomischen Politik, soweit von uns die Agitation an Ort und Stelle durchgeführt wurde, ein mehr oder weniger ruhiges zu sein. Sie verstehen, daß die „NEP“-Männer sie nicht erdrosseln werden. Was aber die Frage des Alltagslebens anbelangt, so ist es ganz richtig, daß diese Seite die Arbeiter beunruhigt, und sie beunruhigt auch die Partei. Das Eindringen von „NEP“-Mannsgewohnheiten in unser Parteimilieu fällt jedem Arbeiter ins Auge.

Sacharow:

Mit der Entwicklung der Neuen Ökonomischen Politik begannen die Arbeiter, der Genossenschaft mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie drängen gewissermaßen zu ihr hin, scheinen in ihr eine Gegenwirkung gegen die sich entwickelnde „NEP“ zu suchen und setzen Hoffnungen auf sie. Wenn wir hier die Gelegenheit verpassen und der Genossenschaft nicht auf die Beine helfen, so ist es möglich, daß sich ein besseres

Verhältnis zu den „NEP“-Männern einstellen wird, da diese den Markt bedienen. Wir müssen der Genossenschaft unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Osnas:

Die Achtung vor dem Reichtum als einer Macht, wie sie vor der Revolution bestanden hat, gibt es jetzt nicht. Eher besteht ein etwas ironisches Verhältnis zu ihm. Den großen „NEP“-Mann beachten die Arbeiter nicht. Das elegante Aussehen ruft folgende Einstellung hervor: sie haben gestohlen und werden reich. Wir müßten, meine ich, die Gerichtschonik in Fettschrift drucken.

Frage Nr. 4.

Besteht in den Massen ein lebendiges Interesse für die revolutionäre Bewegung in Westeuropa?

Macht sich nicht unter den Massen das Fehlen der einfachsten geographischen Kenntnisse bemerkbar, die für die Bewertung und das Verständnis der ausländischen Information notwendig sind?

Sind in den Fabriken Landkarten vorhanden, die für unsere politisch-aufklärende Arbeit sowohl in bezug auf die internationale Politik als auch in bezug auf die revolutionäre Bewegung in den anderen Staaten geeignet sind?

Werden die Leser durch unsere heutigen Zeitungsmitteilungen über Streiks und andere Äußerungen der revolutionären Bewegung im Ausland befriedigt?

Besteht ein Bedürfnis nach derartigen Spezialkarten?

Antworten:

Marinin:

Die Arbeiter haben begonnen, den Zeitungsmitteilungen weniger Bedeutung beizumessen, im besonderen, nachdem in den Zeitungen in bestimmten Fällen viel Lärm gemacht wird, während die Resultate sehr gering sind.

Kasakow:

Am interessantesten können instruktiv-anschauliche Landkarten sein, wie die Karte Rußlands, mit Angaben darüber, wo und womit man sich beschäftigt.

Sacharow:

Die geographischen Kenntnisse sind in bezug auf Rußland befriedigend, da es jetzt nur wenige Arbeiter gibt, die während der Revolution von Moskau aus nicht nach verschiedenen Richtungen gekommen wären: entweder an die Fronten, oder zur Mehlsquisition usw., so daß sie die Landkarte Rußlands in praktischer Weise kennenlernten; in bezug auf die ganze Weltkugel aber steht es schlimm. Selbst viele Kommunisten kennen die Lage der anderen Länder und die Verkehrswege nach ihnen nicht. Deshalb wird zuweilen ein guter Vortrag über die internationale Lage nur halb verständlich sein. Landkarten hängen in einigen Fabriken, aber auch diese sind veraltet. Es sind solche Landkarten notwendig, auf denen der Arbeiter die Lage der Staaten sehen könnte, und es wäre auch gut, wenn diese in den Vorträgen klargemacht würde.

Es wäre gut, einfache Karten der ganzen Weltkugel auf den öffentlichen Plätzen auszuhängen, so wie es zur Zeit des Bestehens der Fronten war.

Lagutina und Kasanski:

Es läßt sich ständig die Tendenz der Masse beobachten, die Bedeutung der Ereignisse zu überschätzen: „Jetzt geht es wirklich los“, „Sie haben sich in Bewegung gesetzt, um uns zu helfen“.

Frage Nr. 5.

Welches sind die Hauptursachen, die den parteilosen Arbeiter daran hindern, in die Kommunistische Partei einzutreten?

Welche Hauptgründe hierfür werden von den Arbeitern angeführt?

Kann man auf Grund von Beobachtungen etwa folgenden Schluß ziehen: jene Arbeiter, die sich ihrer Einstellung nach vor allem für die aktive Politik interessieren, haben wir für die Partei gewonnen; aber es gibt viele Arbeiter, die sich in erster Linie für die Fragen ihres Berufes, der Technik, des Familienlebens oder für rein wissenschaftliche und philosophische Fragen interessieren; in bezug auf diese Arbeiter haben wir noch nicht ausreichende Methoden gefunden, richtig an sie heranzutreten, d. h. wir haben noch nicht gelernt, für diese Arbeiter Brücken von ihren Interessen auf dem Gebiete der Technik, der Produktion, der Familie, der Wissenschaft — zum Sozialismus und Kommunismus zu schlagen. Ist eine solche Schlußfolgerung richtig oder nicht?

Antworten.

Marinin:

Das Interesse für das Leben der Zelle hat bedeutend zugenommen.

Die individuelle Bearbeitung der Mitwirkenden, der Arbeiter und Arbeiterinnen, ergibt gute Resultate.

Die Schwierigkeiten bei der Auswahl von Bürgen könnte man beseitigen, indem man diesem oder jenem Arbeiter zwei bis drei Kommunisten beigegeben würde, um ihn kennenzulernen und später auch für ihn zu bürgen.

Kobosew:

Die Parteimitglieder reden die parteilosen Arbeiter nur in den Versammlungen als „Genossen“ an, in ihrer tagtäglichen Arbeit aber kommen sie nicht in eng kameradschaftliche Berührung mit den Parteilosen. Zuweilen trifft man offiziellen Formalismus an, und es entsteht infolgedessen eine unsichtbare Schranke, die es dem parteilosen Arbeiter nicht gestattet, sich der Partei zu nähern. Von meiner eigenen Erfahrung ausgehend, will ich folgendes als Illustration hierfür anführen. Ich kenne einen ehrlichen Arbeiter, der immer die Sowjetmacht unterstützte, und sagte bei einer Begegnung zu ihm: „Wassja, komm doch einmal nach der Arbeit zu mir.“ Da ich seine Leidenschaft für das Angeln kenne, beginne ich vom Angeln zu reden. Nachdem ich genügend über diesen Gegenstand gesprochen habe, sage ich: „Warum trittst du denn nicht in die Partei ein? Du bist noch jung, es ist Zeit, daß du eintrittst, du hast genug herumgelungert, es ist Zeit, etwas Ernstes anzufangen.“ — „Ja, ich weiß eigentlich nicht, im Gegenteil, ich wollte schon lange in die Partei eintreten, schob es aber immer wieder hinaus. An Gott glaube ich schon

lange nicht mehr. Gut, ich werde morgen meine Anmeldung schreiben.“ Die unsichtbare Schranke ist verschwunden, was diese oder jene in sich abgeschlossene Zelle nicht hätte erreichen können.

Meine Schlußfolgerung: wenn keine rein kameradschaftlichen Beziehungen zu den Parteilosen bestehen werden, und es nur in sich abgeschlossene Zellen mit offiziellem Formalismus geben wird, so werden keinerlei Annäherungsmethoden und auch die Durchsprenkung der Produktionsliteratur und wissenschaftlichen Literatur mit revolutionären Ideen keinerlei reale Resultate ergeben. Die unsichtbare Schranke wird weiterbestehen.

Koljzow:

In bezug auf die besten Arbeiter haben wir noch keine richtige Annäherungsmethode gefunden. Sie bilden eine reiche Reserve der Partei. Ich bin überzeugt, daß sich eine Methode der Annäherung an sie finden wird.

Antonow:

Wenn wir rein technische Kurse für hochqualifizierte Arbeiterpraktiker über verschiedene Spezialgebiete einrichten würden, so könnten wir in kurzer Zeit rote Meister bekommen. Das wäre der richtigste Weg zum Kommunismus der übrigen Arbeitermasse.

Finkowski:

Wir sollten in der Parteiarbeit der Zellen mit der Gruppierung der Arbeiter für politische Übungen je nach Neigung für diese oder jene Seiten des Lebens beginnen: die technische, politische, familiäre, wissen-

schaftliche usw. Ich glaube, daß wir schließlich hierzu übergehen werden. Das Denken des Arbeiters söhnt sich nicht mit jenen Mängeln des Lebens aus, von denen es gegenwärtig umgeben ist. Der Arbeiter wird nicht in Büchern, die ohne seine Beteiligung geschrieben werden, nach Antworten suchen können. Er selbst muß das Material für diese neuen Bücher liefern, d. h. er muß alle Fragen seines Lebens, im umfassenden Sinne des Wortes, die sich bei ihm angesammelt haben, in seinem Arbeitermilieu durcharbeiten, am besten in der Zelle (dem müssen wir von oben her entgegenkommen). Das ist meines Erachtens der einzige Weg, der den Arbeiter ein für allemal aus der passiven Beteiligung an der Arbeiterzelle herausführen und ihm unbedingt einen Anreiz für den bewußten Eintritt in die Partei geben wird.

Sacharow:

Die Hauptursache, die den Arbeiter daran hindert, in die K. P. R. einzutreten, ist die Disziplin. Die Arbeiter sind bereit, der Partei aus ganzer Seele zu helfen, aber sie schrecken vor den Pflichten und Anforderungen zurück, die von der Partei an sie gestellt werden. Man hört immer wieder ein und dieselbe Antwort: „Ich bin auch so Kommunist und arbeite besser als mancher, der eine Mitgliedskarte hat.“ Als zweite Ursache kann man, wenn man sich so ausdrücken darf, die Schüchternheit betrachten, d. h.: „Ich würde ja eintreten, aber dann würde man sagen: nun, nachdem alles beendet ist, und es keine Fronten mehr gibt, jetzt trittst du ein und setzt dich an den gedeckten Tisch.“

Die Partei umfaßt, meines Erachtens, alle Fragen

und gibt auf jede beliebige Frage Antwort. Und ich bin nicht mit der Schlußfolgerung einverstanden, daß wir die richtige Annäherungsmethode nicht gefunden hätten, d. h., daß wir nicht gelernt hätten, Brücken von den Interessen auf dem Gebiete der Produktion, Technik, Familie — zum Kommunismus zu schlagen.

Kuljkow:

Die Gründe, die von den Arbeitern gegen den Eintritt in die Partei vorgebracht werden, sind folgende: An den Abenden verdienen sie sich etwas durch die Arbeit, an den Feiertagen gehen sie auf den Jahrmarkt, kaufen möglichst billig ein und verkaufen möglichst vorteilhaft, was sie an den Abenden in ihrer Wohnung herstellten.

Die Arbeiter sind gegen sich selbst anspruchsvoller geworden. Wenn sie nach der Arbeit nach Hause kommen, so waschen sie sich erst, haben auch etwas, um sich umzukleiden. Der Arbeiter hat seine acht Stunden Tagesarbeit, seine Arbeitsbedingungen, der Raum, die Maschinen sind die kapitalistischen geblieben, haben sich nicht verändert, es ist wenig frische Luft, wenig Licht in der Fabrik, und es zieht ihn darum im Sommer auf die Straße, wo er frische Luft atmen kann.

Es wäre erwünscht, daß die bewußtere und verständigere parteilose Masse wenigstens in die unwichtigere wirtschaftliche Sowjet- und Gewerkschaftsarbeit hineingezogen würde. Sie sollten öfter abgelöst und mehr zur Arbeit herangezogen werden.

Dorofjew:

Heute überfüllt das parteilose Publikum die Gast-

wirtschaften und Schänken, während ein Kommunist nicht dorthin gehen wird und dort wie auf Kohlen sitzt; indessen sollte man gemeinsam hingehen, aber sich natürlich nicht betrinken. Die Kontrollkommission braucht gar nicht den Kopf zu schütteln! Der Kommunist wird hingehen und wird dort seine Tätigkeit ausüben, d. h. mit den Arbeitern zusammenleben und sie im Zaume halten. Wenn wir aber nicht mit ihnen zusammenleben werden, so werden wir den Zusammenhang mit den Massen verlieren.

Wie betrieben wir früher die Agitation? Ausschließlich in den Gastwirtschaften, bei intimen Gesprächen.

Kasakow:

Wenn die Sache richtig gehandhabt wird, wenn jede Organisation in der Fabrik in proletarischem Geiste an den Arbeiter herantritt, so nähert er sich unwillkürlich der Kommunistischen Partei an, und wenn er unsere ganze Struktur kennenlernt, so wird er unbedingt anstandslos in unsere Partei eintreten. Wo es keine solche Arbeit gibt, wo der Arbeiter nicht durch seine Organisationen, Kulturkommissionen usw. aufgeklärt wird, dort wird tatsächlich der Zugang zur Partei behindert.

Finkowski:

Die Argumente sind folgende: die Familie lähmt einen. Und im besonderen in den letzten Jahren war dies ein Argument, das sich einfach durch nichts widerlegen ließ. Der Arbeiter sagt folgendes: ich weiß, wie eure Kommunistengenossen leben und wie die Parteilosen leben. Ich bin ein Parteiloser. Ich komme nach Hause, bin an den Abenden frei und

helfe meiner Frau. Mein Nachbar aber gehört der Partei an, seine Frau arbeitet vom Morgen bis in die Nacht hinein, während ihn der Teufel wer weiß wohin reitet, bald sitzt er in der Zelle, bald rennt er in Versammlungen. Wenn seine Frau ihn bittet, er möchte ihr helfen, so sagt er: ich kann nicht, ich habe Zellsitzung. Daß er ihr einmal den Mülleimer hinausträgt, das gibt es gar nicht. Bei ihnen ist immer Krach im Hause, das Weib zetert, bei mir aber kommt so etwas nicht vor. Ich bin der Meinung, daß ich der Revolution mehr Nutzen bringe: bei mir ist in der Familie Ordnung, meine Frau schimpft nicht, ich helfe ihr bei der Arbeit und lese auch ein politisches Buch oder die Zeitung. Wenn der Kommunist aber eine Zeitung aufschlägt, so zetert seine Frau: auch hierher bringst du mir noch die Unordnung.

Koljzow:

Die Hauptsache ist die Schüchternheit, denn wenn der Arbeiter in die Partei eintritt, werden an ihn gewöhnlich allerhand Fragen gerichtet. Man stelle sich vor, daß er ein städtischer Proletarier ist, der das Dorfleben gar nicht kennt, und man zu ihm nun folgendes sagt: „Du bist doch Kommunist, sage uns also, warum man meinem Vater keine Balken für sein Haus gegeben hat, während der Vorsitzende des Exekutivkomitees der Dorfgemeinde sich Bäume für seine Hütte gefällt hat und auch noch sein Schwiegersohn Holz bekommen hat usw.“ Er sagt, daß dies ungesetzlich sei, daß das ein Übergriff sei, immerhin aber befindet er sich als Neuling in einer schwierigen Lage. Zuweilen sagt man zu ihm: „Was bist du denn für ein Kommunist, du weißt ja nicht

mehr als ich!" Und so kommt es, daß die Arbeiter der Meinung sind, man müsse erst alles studieren und erst dann in die Partei eintreten, da man sonst über sie lachen würde.

Ferner: der wichtigste Grund ist die Liebe zum Beruf. Die qualifiziertesten Arbeiter sind die beste Reserve der Partei. Sie sind schon allein von ihrem Beruf sehr erfüllt, suchen stets nach Wegen, um ihre Arbeit zu verbessern. Sie sind sehr bewußt. Wenn man sich mit ihnen unterhält und sie fragt, warum sie nicht in die Partei eintreten, so sagen sie, daß sie keine Zeit hätten: ich interessiere mich dafür, wie man den Stahl verbessert oder den Beton mischt usw. Dann erfinden sie irgend etwas Eigenes, erfinden Werkbänke usw. Gerade für die Annäherung an solche Arbeiter haben wir bis jetzt keinen Weg gefunden, indessen sind das die ehrlichsten und entwickeltsten. Sie sind immer geschäftig, suchen ihre Produktion zu verbessern. Wir müssen aber unbedingt eine Annäherung an diese qualifizierten Arbeiterkadres, die besten Kadres, finden. Sie sind mit der reinen Produktion beschäftigt, sie verstehen, daß die Stärke der Partei davon abhängt, daß wir uns vertiefen, unsere Produktion festigen, und solche Arbeiter gibt es in jeder Fabrik sehr viele.

Ossipow:

Wenn Parteilose in die Arbeit hineinkommen und sehen, was die Kommunistische Partei ist, so gehen sie in diese hinein. Der Parteilose geht nicht in die Partei, weil er sich zuweilen vor der Arbeit scheut und er schon zu Hause viel zu tun hat. Diese Aus-

rede benutzen aber nur die Parteilosen, die nirgends arbeiten. Dort aber, wo Zirkel organisiert wurden, entstand sofort eine Zelle aus sieben Personen, wie dies auf einem Werk der Fall war. Ich bin der Meinung, daß das Wichtigste darin besteht, Aktivität an den Tag zu legen. Die Annäherungsmethoden können verschiedener Art sein. Den einen kann man auf dem Wege der Arbeit in der Gewerkschaft, den andern durch die Arbeit in der Berufsgruppe heranziehen. Einige Fabrikkomitees klagen, daß sie viel Arbeit hätten, zwingen aber die Delegierten nicht zur Arbeit. Natürlich wird es an solchen Orten nur wenig Parteimitglieder geben. Das Wichtigste ist, die Aktivität zu wecken. Der Unterschied zwischen dem Jahre 1919 und 1923 besteht darin, daß 1919 die Kräfte angespannt waren und eine starke Müdigkeit bestand, während später die Leute ausruhten und sie sofort viel mehr Aktivität bekamen.

Antonow:

Der Parteilose arbeitet, wenn er will, wenn er nicht will — arbeitet er nicht. Wenn ihm eine Arbeit gefällt, so arbeitet er, wenn sie ihm nicht gefällt, so wirft er sie beiseite und geht zu einer anderen über; in unserer Mitte aber zwingt ihn zuweilen die Parteidisziplin, eine Arbeit auszuführen, die ihn nicht befriedigt. Er würde gern eine andere Arbeit machen, aber kraft der Parteidisziplin muß er das tun, wozu er bestimmt wird. Das ist der Hauptgrund. Es gab bei uns eine Zeit — als Denikin bei Tula stand —, da traten die Kameraden gruppenweise in die Partei ein. Die Kameraden wußten, daß es keinen Ausweg gibt, daß wir unsere proletarische Macht verteidigen

müssen, und so traten sie in die Partei ein. Die Frage ist aber die: wieviele von diesen Arbeitern haben sich für längere Arbeit tauglich erwiesen? Einige Genossen waren "gute aktive Arbeiter während der ersten und zweiten Revolution, später aber waren viele von diesen Genossen nicht für den langwierigen Kampf geeignet, denn für den langwierigen Kampf ist Ausdauer notwendig. Hier wurden viele Fehler begangen, viele Fehlgriffe, und viele von diesen Genossen hielten es nicht aus und erwiesen sich als ungeeignet.

Lewitzki:

Auf seiten der Parteilosen macht sich die Scheu bemerkbar, sich zu binden. Der Arbeiter studiert irgendein Buch über Astronomie oder Naturwissenschaft und sagt sich: jetzt lese ich viel, wenn ich aber in die Versammlungen gehen werde, werde ich weniger Zeit haben und es wird schwieriger sein, sich mit Lesen zu beschäftigen.

Der Hauptgrund, warum sie nicht in die Partei eintreten, ist der, daß es die Familie nicht erlaubt. Wir hatten in der Fabrik Gelegenheit, uns mit den parteilosen Kameraden zu beschäftigen und in den Kommunehäusern Versammlungen zu veranstalten. Wir versammelten uns oft bei parteilosen Arbeitern, im besonderen an den Winterabenden. Wir lasen ihnen Literatur vor, lasen Zeitungen, sogar den „Atheisten“, und auch die Frau interessierte sich dafür. Sobald man aber beginnt, ihn in die Partei hineinzuziehen, so wird auch schon das Verhältnis seiner Familie zu dir, dem Bearbeitenden, und zu ihm selbst, ein anderes. Die Frau beginnt dich scheel an-

zusehen und läßt einen sogar nicht einmal in die Wohnung hinein, wenn die Arbeiter nicht zu Hause sind. Viele von diesen parteilosen Kameraden beteiligten sich aktiv an dem Umsturz und betrachteten sich als Bolschewiki; später gingen sie in die Armee, traten danach aber aus irgendwelchen zufälligen Gründen nicht in die Partei ein, verloren den Zusammenhang mit der revolutionären Bewegung und wurden parteilos. Wenn man sie heute fragt, warum sie nicht in die Partei eintreten, so sagen sie: die Familie. In der Tat, die Frau beginnt gewissermaßen auf die Parteiarbeit eifersüchtig zu sein, und ich hatte Gelegenheit zu beobachten, daß, so lange der Mann noch als Parteiloser die Zeitung liest, die Frau nichts dazu sagt, daß aber ihr Verhältnis zur Zeitung bereits ein anderes wird, wenn der Mann in die Partei einzutreten beabsichtigt. Es macht sich eine Scheu bemerkbar, da der Kommunist als disziplinierter Mensch sehr gebunden ist und weniger freie Zeit hat.

Osnas:

Es gibt sehr viele Familien, in denen die Frau parteilos ist, während der Mann Kommunist ist. Und es herrscht bei uns nicht die Gewohnheit, daß einer seine Seelendramen in die Zelle trägt. Selbst unter uns haben wir diese Brücke nicht zu schlagen vermocht, und es fällt uns sehr schwer, diese Brücke zum unmittelbaren Leben des Arbeiters zu finden und von einem anderen Gesichtspunkt als von der Verbesserung seiner materiellen Lage aus an ihn heranzutreten. Es scheint uns, daß das sehr gut wäre, aber ich verhalte mich etwas pessimistisch dazu, daß

wir von allen Seiten her uns dem Arbeiter nähern, um ihn auf diesem Wege in der nächsten Zeit in die Partei hineinzuziehen.

Stankewitsch:

Viele Arbeiter fühlen, daß es ihre Kräfte übersteigen würde, den Forderungen der kommunistischen Ethik zu genügen. Sie befürchten, eine neue Lebensweise annehmen zu müssen, befürchten ihre Beziehungen verändern zu müssen. Sie meinen, daß sie auf das Taufen ihrer Kinder und auf die verschiedenen religiösen Traditionen würden verzichten müssen. Sie sagen, daß sie selbst bereit wären, mit alledem zu brechen, aber es fehlt ihnen an Willensstärke, in der Familie offen dagegen aufzutreten, während sie doch der Meinung sind, daß das kein rechter Kommunist sein würde, wenn er ebenso leben würde wie vorher. Und gerade das wirkt sehr hemmend auf den Eintritt in die Partei. Ferner sind viele Arbeiter innig mit dem Dorfe verknüpft und sagen, daß sie gar keine Zeit hätten.

Zeitlin:

Niemand kann behaupten, daß die Arbeitermasse gegen die Partei sei, — sie liebt die Partei, scheut sich aber aus vielen Gründen, hauptsächlich aber deshalb, weil sie unwissend ist, in sie einzutreten.

Frage Nr. 6.

Hat die Revolution Veränderungen in das Familienleben des Arbeiters und in seine Ansichten über das Familienleben hineingetragen?

*Sind diese Fragen Gegenstand von Gesprächen?
Wo und wie werden sie besprochen?*

Was für Antworten geben die Kommunisten?

Von wo schöpfen sie die Antworten auf diese Fragen?

Warum werden diese Fragen nicht in den Spalten der Presse behandelt?

Ant w o r t e n.

Kasakow:

Äußerlich ist eine Wendung im Familienleben eingetreten, d. h. man hat eine einfachere Einstellung zum Familienleben. Aber das Gründübel hat sich nicht verändert, d. h. es ist für die Familie keine Erleichterung in ihren tagtäglichen Familiensorgen eingetreten, und die Vorherrschaft eines Familienmitgliedes über die anderen bleibt bestehen. Die Leute streben zum öffentlichen Leben, und wenn sich dies Streben wegen der Familiennöte nicht erfüllen läßt, so tritt Unruhe, neurasthenische Erkrankung ein, und wer sich hiermit nicht aussöhnen kann, läßt entweder die Familie im Stich oder quält sich selbst, bis er selbst Neurastheniker wird.

Kobosew:

Die Revolution hat zweifellos eine große Veränderung in das Familienleben des Arbeiters hineingetragen; besonders, wenn Mann und Frau in der Produktion tätig sind, betrachtet sich die letztere als materiell unabhängig und verhält sich als gleichberechtigt; andererseits werden Vorurteile überwunden, daß z. B. der Mann das Haupt der Familie sei usw. Die patriarchalische Familie zerfällt. Unter

dem Einfluß der Revolution stellt sich sowohl in der Arbeiterfamilie als auch in der Bauernfamilie ein starkes Streben zur Trennung, zum selbständigen Leben ein, sobald sie ihre materielle Existenzbasis zu fühlen beginnt. Es scheint mir dies der unvermeidliche Zusammenbruch der alten Familienstruktur zu sein.

Markow:

Die Revolution hat Veränderungen, und zwar sehr große, in die Wohnungsverhältnisse hineingetragen. Die Bettelarmut der Industrie und der Republik hält die Familie noch einigermaßen zusammen, sonst wäre sie schon ganz zerfallen. Aber gerade dieser schlecht gelenkte und geleitete spontane Zerfall bedroht uns mit einer Reihe anderer unnormaler Erscheinungen — mit Prostitution, Trunksucht, Rowdytum, unnützer Verwegenheit usw.; diesen Dingen muß sofort der Kampf erklärt werden, und zwar ein ernsthafter, denn sonst wird es bei weitem schwieriger sein, die verdorbenen Menschen außerhalb der Familie zu bessern.

Korobizyn:

Die Revolution hat Veränderungen in das Familienleben hineingetragen, die darin zum Ausdruck kommen, daß weniger getrunken wird und folglich Kinder und Frauen weniger geprügelt werden.

Koljzow:

Diese Fragen werden nirgends besprochen, es ist, als vermiede man sie aus irgendeinem Grunde. Bis jetzt habe ich sie niemals durchdacht. . . . Gegenwärtig sind das für mich neue Fragen. Ich betrachte

sie als im höchsten Grade wichtig. Man sollte über sie nachdenken. Ich meine, daß sie aus ebendenselben, allerdings unbestimmten Gründen nicht in die Spalten der Presse gelangen.

Finkowski:

Es ist eine Tatsache, daß die Revolution etwas Neues in das Familienleben des Arbeiters hineingetragen hat. Zerrüttung, Hungersnot, Mangel haben der Familie einen harten Schlag versetzt, sie gezwungen, sich einzuschränken, zu sparen, mit Mühe und Not und unter Hungern auszukommen, und sie brachen als schwere Last hauptsächlich über die Frau herein. Ich bin der Meinung, daß ihre Lage sich faktisch derart verschlechtert hat, daß die beständigen Gespräche, das Gerede usw. hierüber vielleicht der Hauptgrund dafür sind, daß der Arbeiter sich nicht entschließen kann, in die Partei einzutreten.

Gespräche über dieses Thema werden deshalb selten begonnen, weil sie alle zu nahe angehen . . . Man hat sie bisher meines Erachtens deshalb nicht begonnen, um sich nicht zu ärgern. . . Alle verstehen, daß ein Ausweg aus der Lage dadurch geschaffen werden könnte, daß der Staat die Erziehung und den Unterhalt aller Arbeiterkinder vollständig auf sich nimmt (indem sie in der Nähe der Eltern bleiben), daß die Frau von der Küche befreit wird usw. Die Kommunisten berufen sich gewöhnlich auf diese schöne Zukunft und entziehen dadurch diese akute Frage der weiteren Besprechung.

Die Arbeiter wissen, daß es mit dieser Frage in der Familie des Kommunisten noch schlimmer steht als bei ihnen selbst.

Wenn der Mann der Partei angehört, so wird er also für die Familie keinen Finger rühren (er hat keine Zeit, ist mit Geschäften überbürdet, mit hohen Materien beschäftigt), während seine Frau wie ein Pferd arbeiten muß und sich auch noch Verweise für unkommunistische Handlungen gefallen lassen muß, die das kommunistische Prestige des der Partei angehörigen Mannes herabsetzen.

Sacharow:

Die brennendste Tagesfrage ist die der Gleichberechtigung der Frau. Hierüber äußern sich alle verschieden. Im Prinzip sind alle mit der Gleichberechtigung einverstanden und fügen dann hinzu: Aber — die Familie, die Kinder, der Haushalt usw.

Kuljkwow:

Die Revolution hat zweifellos eine Veränderung in das Familienleben, in die Ansichten über die Familie und sogar in das Verhalten zur Emanzipation der Frau hineingetragen. Der Mann ist gewohnt, sich als Haupt der Familie zu fühlen. Die Frau macht sich mit den Kindern, dem Kochen und Waschen zu schaffen. Der Mann nimmt sich die Zeit, um in eine Versammlung, in einen Vortrag zu gehen, liest die Zeitung; hiermit beginnt die Unterweisung der Frau, was man tun soll, wie man die Kinder pflegen, die Wäsche waschen soll, zuweilen sogar, wie das Essen zuzubereiten ist, daß man die Fenster öffnen soll, wie man sich zur Familie, zu den Kindern und zu den zu Besuch kommenden Genossen verhalten soll; hinzu kommt die religiöse Frage, die Verweigerung kleinbürgerlicher Bedürfnisse für die Frau, — da sich aber mit den vorhandenen Mitteln nicht viel

durchführen läßt, so beginnen Skandale. Die Frau stellt ihrerseits die Forderung, freier zu sein, die Kinder irgendwohin abzugeben, öfter mit dem Manne dort zu sein, wo er sich aufzuhalten pflegt. Hier gerade beginnen alle möglichen Skandale und Szenen. Daher die Ehescheidung, die Heirat des Sohnes, der Tochter.

Die Kommunisten antworten gewöhnlich auf solche Fragen, daß die Familie, im besonderen Streitigkeiten zwischen Mann und Frau, Privatsache sei.

Lagutina und Kasanski:

Dort, wo die Frau genug Kräfte hat oder die Verhältnisse einigermaßen günstig für sie sind, führt sie in hartnäckiger und praktischer Weise neue Ideen und Verhältnisse durch. In einer ganz unvoreilhaften Lage befindet sich der Mann — der Ehemann und Vater. Es sind Fälle bekannt, daß Kommunistinnen aus der Partei austraten, weil der Mann beharrlich darauf bestand, daß die Frau „zum häuslichen Herd, zur Küche und zur Versorgung des Mannes“ zurückkehre. Für die Mehrzahl der Arbeiter ist die Ehefrau das „Weib“. Der Vater denkt oftmals in alter Weise: die Kinder nicht zu prügeln, bedeutet Vernachlässigung derselben. Die Kinder werden geprügelt, da man diese Erziehungsmethode als bewährt und erprobt betrachtet.

Antonow:

Die Einstellung des Arbeiters zum Familienleben, z. B. zur Frau, ist eine andere geworden. Die Frauen sind bereits emanzipierter, und es machen

sich hier mancherlei grundlegende Veränderungen bemerkbar.

Es kommt oft vor, daß nicht die Eltern die Kinder instruieren, sondern die Kinder die Eltern.

Warum ist diese Frage nicht in den Spalten der Presse geklärt worden? Ich denke, daß wenn man in den Spalten der Presse eine Schilderung des Familienlebens der Arbeiter geben wollte, man sich in die Psychologie der heutigen Arbeiter vertiefen müßte. Natürlich ist das eine sehr schwierige Sache und es ist schwer, sie in Angriff zu nehmen. In Zukunft wird sich das ändern, heute aber ist es für den Schriftsteller leichter, über den gegenwärtigen Moment zu sprechen, als sich in die Psychologie des Arbeiters zu vertiefen. Darum findet man in der Presse so selten solche Artikel.

Markow:

Ich mache darauf aufmerksam, daß wir uns einem ungeheuren Unheil in jenem Sinne nähern, daß wir den Begriff der „freien Liebe“ falsch aufgefaßt haben. Das Resultat von all dem war, daß die Kommunisten mit dieser freien Liebe eine Menge Kinder in die Welt setzten. Die Kommunisten wurden mobil gemacht, und der Obhut des Fabrikkomitees wurden fast 2000 Kinder übergeben.

Wenn uns der Krieg eine Unmenge Invaliden geliefert hat, so wird uns die falsche Auffassung der freien Liebe mit noch größeren Krüppeln belohnen. Und wir müssen geradeheraus sagen, daß wir auf dem Gebiete der Aufklärung in dieser Richtung nichts getan haben, um das richtige Verständnis der Ar-

beitermasse für diese Frage zu fördern. Und ich bin ebenfalls ganz der Meinung, daß, wenn man uns diese Frage stellen wird, wir außerstande sein werden, sie zu beantworten.

Lidak:

Die brennende Frage, die sich vor uns erhebt und der wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, ist die Frage des weiblichen Proletariats. Das ist besonders wichtig für jene, die mit ihren Familien durch ihr gewohntes Leben in der Wohnung verknüpft sind: hier übt der Einfluß in religiöser Hinsicht eine stärkere Wirkung aus, als sonst etwas. Ich meine, daß in dieser Bevölkerungsschicht irgendeine andere Arbeit betrieben werden müßte, es müßte irgend etwas anderes an die Stelle der Kirche gestellt werden, wir aber haben nichts anderes. Selbst wenn wir unsere Rayonklubs in Moskau nehmen, so sehen wir, daß selten jemand in sie hineingeht, und es kommt dort nicht zu einem so engen Verkehr, daß Mann, Frau und Kinder Vergnügen daran haben könnten. Es finden bei uns dort zuweilen offizielle Versammlungen statt. Vielleicht läßt sich das daraus erklären, daß wir teils übermüdet zu sein pflegen, aber dennoch die Versammlung durchführen und uns dabei eilen. Was aber die Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Kirche anbelangt, so müssen wir dem unsere Aufmerksamkeit zuwenden und irgendwelche Kulturzentren errichten, in denen der Mann und seine Frau nicht nur an den Sonntagen, sondern jeden Tag des Abends zu einem Vergnügen kommen können. Dann werden sie nicht in die Kirche gehen. Wir sehen, daß einige bereits durch die Vergnügungsparks, in

denen der Eintritt erschwinglich ist, abgelenkt werden.

Dorofjew:

Einige Arbeiter sind sehr wenig mit der Familie verknüpft und vertreten den Standpunkt, daß die Frau alles für den Mann machen müsse, während er irgendwohin fortgeht. Und des Sonntags ist es ebenso. Auf dieser Grundlage nun kommt es zu Skandalen. Die Frau brummt, daß der Mann auch am Feiertag davonlaufe, während sie mit den Kindern zu Hause sitzen müsse. Hier macht sich ein gewisses Streben der Frau nach Emanzipation bemerkbar. Die Frauen machen oftmals ihren Männern Vorwürfe, daß andere ihre Kinder in Krippen und Kinderheime abgäben, wie in den anderen Fabriken, daß deshalb die Frauen der anderen mehr Freiheit hätten, während sie die ganze Zeit bei den Kindern bleiben müßten. Ein solches Streben der Frau nach Emanzipation ist also vorhanden.

Zeitlin:

In der Literatur wird die Frage der Ehe und Familie, die Frage der Beziehungen zwischen Mann und Frau gar nicht erörtert. Indessen sind dies gerade die Fragen, die die Arbeiterinnen und Arbeiter interessieren. Wenn wir solche Fragen zum Gegenstand unserer Versammlungen machen, so wissen die Arbeiterinnen und Arbeiter hiervon und füllen unsere Versammlungen. Außerdem fühlt die Masse, daß wir diese Fragen mit Schweigen übergehen, und wir übergehen sie tatsächlich gewissermaßen mit Schweigen. Ich weiß, daß einige davon sprechen, daß die Kommunistische Partei keine bestimmte Meinung

über diese Frage habe und sie auch nicht haben könne. Ich kenne Agitatoren, die auf diese Fragen nach den Thesen der Genossin Kollontai antworten. Dort fehlt aber z. B. die Frage der Verantwortlichkeit von Vater und Mutter gegenüber dem Kind, und auf dieser Grundlage entwickelt sich das Unterschieben fremder Kinder. Das ist gegenwärtig in Moskau eins der schlimmsten Übel. Diese Frage wird nicht behandelt, und die Arbeiter und Arbeiterinnen stellen diese Frage oftmals und finden keine Antwort auf sie.

Borissow:

Hinsichtlich des Arbeiterlebens muß ich sagen, daß es bei uns außerordentlich wenig beleuchtet worden ist, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: diese Fragen, die wir hier aufstellen, sind außerordentlich schwer schriftlich zu behandeln. Es ist natürlich leichter, einen offiziellen Artikel zu schreiben.

Ossipow:

Man muß sagen, daß das Arbeiterleben keine ausgesprochene Form angenommen hat. Man kann sagen: jede Stadt hat ihre Sitten, jede Familie lebt in ihrer Art. Hier war davon die Rede, warum diese Fragen nicht in die Presse gelangen. Aber die Mehrzahl der Kommunisten, die aktivsten, die in der Presse schreiben, sind zu beschäftigt und kennen vielleicht ihre eigene Familie nicht. Sie gehen aus dem Hause, wenn diese noch schläft, kommen zurück, wenn sie schläft. Wenn man aber seine eigene Familie nicht kennt, so ist es auch schwer, die fremde zu kennen. Sie könnten es nur aus den Gesprächen aus der Fabrik wissen, die im Fabrikkomitee geführt

werden, wenn irgendjemand kommt, um sich zu beklagen; wenn sich z. B. eine Frau beklagt, daß der Mann sie geschlagen habe usw. Ich wiederhole, daß dies deshalb nicht in die Presse gelangt, weil wir Kommunisten weder unsere eigene, noch die fremde Familie kennen.

Faktisch wird die Frage der Familie und der Kinder überhaupt in keiner Weise beleuchtet. Ich selbst habe alles, was ich gesehen habe, vergessen, und nur wenn man gefragt wird, erinnert man sich etwas und beginnt ein wenig zu kombinieren.

Gordejew:

Wenn man sich alle Kommunisten näher ansieht, so sieht man, daß die Frau tatsächlich zu Hause sitzt, während der Mann in die Versammlung geht. In die öffentliche Arbeit werden die Frauen der Kommunisten außerordentlich schwach hineingezogen. Ungefähr ebenso verhält es sich bei den Arbeitern. Wenn die Frage des Arbeiterlebens besprochen wird, so legen die Arbeiterinnen das größte Interesse an den Tag. Sie sprechen viel von Kinderkrippen, öffentlichen Speisehallen usw. Aber man muß sagen, daß wir aus objektiven und subjektiven Gründen sehr wenig in bezug auf die Veränderung unseres Lebens getan haben. Unter den Arbeiterkommunisten läßt sich folgendes Verhalten zu ihren Frauen, die Arbeiterinnen sind, beobachten: wenn der Mann in die Versammlung geht, so zwingt er seine Frau zu Hause zu bleiben. Zuweilen kommt es bis zur Ehescheidung. Der Mann läßt die Frau nicht in die Versammlung gehen, sie aber will unbedingt hingehen, und die Folge ist die Ehescheidung;

mir sind zwei solche Fälle bekannt. In einer Besprechung der Arbeiterinnen war davon die Rede, daß in unserem Bezirk Orechowo-Sujewo zwei Fälle vorgekommen sind, daß der Mann es seiner Frau, die Arbeiterin ist, verbot, in Versammlungen zu gehen, und daß sie sich darauf scheiden ließen.

Dorofejew:

Die Revolution hat Zersetzung in die Familie hineingetragen, viele Arbeiter treiben Unfug und fassen die Freiheit falsch auf, lassen sich von ihren Frauen scheiden. Andere wieder geben die Antwort, daß die Revolution der Familie irgendeinen Stoß, einen Schlag versetzt hätte. Selbst unter den verantwortlichen Arbeitern gibt es viele, die sich von ihren Frauen getrennt haben und sie mit fünf Kindern zurückließen. Solche Fälle gibt es sehr viele. Das wird nicht verheimlicht. Man läßt sich sogar von Frauen scheiden, die Kommunistinnen sind, und das wird bekannt. In den Versammlungen wird das nicht besprochen, aber in Parteikreisen wird davon geredet, und man fühlt, daß es über kurz oder lang in die Öffentlichkeit gelangen wird.

Nun zu der Frage, warum die Presse in den Zeitungen keine kleinen Artikel, keine Feuilletons schreibt und das Familienleben nicht beleuchtet. Meines Erachtens ist das richtig, was ein Genosse sagte, daß nämlich bei uns in den Zeitungen hauptsächlich alte Parteiarbeiter tätig sind, die die Psychologie der Arbeiter nicht verstehen, während wir keine eigenen Zeitungsleute haben.

Hier ist vor allem Arbeit der Frauenabteilungen notwendig, denn die Frauen haben unter diesen

Stößen am stärksten zu leiden, besonders wenn die Kinder in ihren Händen bleiben. Es gibt keine Kinderheime, keine Kinderkrippen. Natürlich muß die Kommunistin die Wäsche selbst waschen, weil das sparsamer ist, auch würde sie die Wäsche nicht weggeben, weil man sie ihr verderben würde, denn es wird in den Waschanstalten oftmals mit scharfen Waschmitteln gewaschen. Solange wir uns in einer Übergangszeit befinden und es bei uns keine Kinderkrippen und Kinderheime gibt, werden die Kommunistinnen die Wäsche selbst waschen und die Fußböden wischen, denn sie werden sich nicht vom Familienleben losreißen können, während der Mann in die Versammlungen gehen und Zeitungen lesen wird, und so werden die Frauen in hohem Grade rückständig sein. Wenn bei uns aber alles organisiert sein wird, dann werden die Frauen nicht mehr Wäsche waschen, sondern in die Arbeiterversammlungen gehen.

Gordon:

In unserem Rayonkomitee wurde ein Vortrag „Familie und Ehe“ angekündigt. Wir ließen den Vortragenden kommen und fragten ihn, was er über diese Frage sagen wolle. Er antwortete, daß er Engels' „Ursprung der Familie“ inhaltlich wiedergeben wolle, und fügte hinzu, daß er nichts weiter sagen werde. Ich will natürlich nicht sagen, daß dies schlecht wäre, man hätte aber doch einen Schluß aus diesem Engels'schen Werk in bezug auf die Gegenwart ziehen müssen; das aber vermögen wir gerade nicht zu tun. Indessen ist diese Frage außerordentlich brennend geworden.

Was die Ehe anbelangt, so behaupte ich, daß die Kommunisten kommunistische Jugendgenossinnen unter keinen Umständen heiraten wollen, denn sie sagen, diese würden immer in die Versammlungen laufen, würden ihnen kein Mittagessen kochen, ihnen die Wäsche nicht waschen usw. Die Kommunisten sagen, daß es für sie besser sei, Parteilose zu heiraten, die zu Hause bleiben, sich um die Kinder kümmern und im Hause Ordnung halten würden. Diese Meinung ist sehr verbreitet. Die Kommunisten sagen, daß, wenn sie Kommunistinnen heiraten würden, ihre Kinder sterben und die Familie in Lumpen herumlaufen würde.

Korobizyn:

Früher betrachtete der Mann seine Frau als Sklavin. Das ist der Stempel, den die Geschichte der Frau aufgeprägt hat. Aber jetzt betrachtet er sie doch in einer etwas anderen Weise.

Früher verprügelte er seine Frau ein-, zwei- und dreimal, wenn er besoffen war, jetzt aber hat man ihm den Schnaps genommen. Wenn man aber danach fragt, ob diese Leere mit etwas ausgefüllt worden ist, so sage ich, daß man sie mit nichts ausgefüllt hat. Er sucht jetzt nach geheim gebranntem Schnaps und trinkt ihn, seine Frau aber schlägt er seltener und weniger und betrachtet sie als Staatsbürgerin, während sie sich auch als Staatsbürgerin betrachtet und es nicht zuläßt, daß man sie schlägt.

Hinsichtlich der Ehe: man wechselt die Frauen, das kommt auch bei Kommunisten vor. Es ist unzulässig, daß einige zügellos werden bis zur Widerlichkeit. Und so sage ich auch, daß man dem ernsthafte

Aufmerksamkeit zuwenden, und in der Presse häufiger über die Ehe schreiben muß. Schließlich muß man verstehen, welche Einstellung man zur Ehe, welche Einstellung zur Frau hat, — ich habe niemals etwas hierüber in den Zeitungen gefunden. Wir müssen diesen Fragen in dieser oder jener Weise ernsthafte Aufmerksamkeit zuwenden, näher an sie herantreten und wenigstens kleine Ziegelsteine für den Aufbau des Lebens des russischen Volkes zusammentragen.

Antonow:

Dann noch eine Veränderung im Familienleben des Arbeiters: er setzt sich weniger der Einwirkung des Alkohols aus, die Arbeiter sind viel nüchterner geworden, dadurch aber, daß sie viel nüchterner wurden, ist auch ihr geistiges Niveau ein höheres geworden.

Frage Nr. 7.

Das alte Kirchenzeremoniell konzentrierte sich um drei Momente: Geburt, Eheschließung und Tod.

Wodurch ist heute dieses Zeremoniell bei jenen Elementen der Arbeiterklasse ersetzt, die mit der Kirche gebrochen haben?

Gibt es irgendwelche neuen Lebensformen, um Geburt und Eheschließung hervorzuheben oder zu feiern oder einem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen?

Antworten.

Marinin:

Das Zeremoniell ist nur hinsichtlich der Beerdigung ersetzt, die durch die Gewerkschaftsorgane organisiert wird und feierlichen Charakter trägt.

Iwanow:

Der Arbeiter sagt: „Ihr Kommunisten beerdigt Eure Genossen, Ihr habt für diese Gelegenheit einen Trauermarsch und Grabreden, Ihr weist auf die Verdienste des Verstorbenen um Gesellschaft und Staat hin, was aber sollen wir in diesen Fällen mit unseren Toten machen? Es geht doch nicht gut an, sie ohne jegliche Zeremonie ins Grab hinabzulassen, und so müssen wir den Popen um Hilfe angehen.“ Geburt und Eheschließung — da wird sich schnell ein Ersatz finden. Anders beim Tode: wenn der Arbeiter die zeremonielle Beerdigung abschafft, so bleibt eine Leere bestehen.

Dorofjew:

An Stelle der alten kirchlichen Zeremonien lassen sich noch keine neuen Lebensformen beobachten, es ist einfach eine Leere geblieben. Auf dieser Grundlage kommt es oftmals zu schweren Familienszenen, wenn die Frau des Arbeiters ein Kind unter Einhaltung der kirchlichen Zeremonie taufen oder beerdigen läßt, während der Mann es ihr nicht gestattet und sie prügelt.

Sacharow:

Diese Ereignisse feiert der Arbeiter bei sich im Familienkreise. Er lädt Gäste ein, stellt einen Imbiß und Schnaps auf den Tisch.

Beerdigungen sind die Arbeiter bemüht, den Beerdigungen verdienter Genossen ähnlich zu gestalten — mit Musik, Fahnen usw. Das sind aber vorläufig vereinzelte Fälle.

Kuljkow:

Es läßt sich kein bestimmter Ersatz für den Leichenzug und für die Seelenmesse beobachten. Bei den Kommunisten tragen die Genossen bei der Beerdigung Fahnen, sie singen, zuweilen spielt ein Orchester.

Antonow:

Wenn z. B. ein Kommunist die Geburt eines Kindes feiert, so versammeln sich bei ihm seine Bekannten, Kommunisten und Parteilose. In welcher Weise sollen sie nun diesen Tag feiern? Nach alter Tradition wurde die Wöchnerin beschenkt. Das ist nicht nötig. Aber man sollte eine Sammlung für eine Kinderkrippe, für ein Haus mit öffentlichen Kinderkrippen veranstalten. Oder es ist z. B. Beerdigung. Das sollte man anders machen. Man könnte eine Sammlung für ein Krematorium veranstalten, um die Leichen zu verbrennen.

Marinin:

Ich glaube, daß wir in der ersten Periode das Durchschnittspublikum werden daran gewöhnen müssen, mit Musik zu beerdigen. Ich persönlich würde mich sogar dafür aussprechen, daß man auch feierliche Taufen veranstalten kann, vielleicht braucht man das nicht immer zu machen, aber selbst, wenn man zuweilen solche Taufen veranstalten würde, so würde das zweifellos die Arbeiter zum Nachdenken über die Frage veranlassen, ob man überhaupt zu taufen braucht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß solche Taufen unter Mitwirkung des Fabrikkomitees und der Kultkommission veranstaltet werden müssen.

Sacharow:

Einem Arbeiter wurde ein Sohn geboren. Da machte er folgendes: Er rief Vertreter von der Fabrik zusammen, sie wählten einen Vorsitzenden, ich weiß nicht, ob ein Referat stattfand, doch stimmten sie ab, wie das Kind zu benennen sei, setzten ein Protokoll auf, unterzeichneten es, und dann kam auch das übrige — Tee usw.

Dorofejew:

Ich entsinne mich noch, wie ich ein Knabe von 14 Jahren war und in Moskau in einer Fabrik arbeitete, und wie mich der Meister verprügelte. Und da ging ich auf den Hof hinaus, blickte nach dem Himmel und betete, daß Gott diesen Meister strafen möge. Und dann hatte ich eine furchtbare Leidenschaft für den kirchlichen Gesang. Ich war nicht religiös, aber ich suchte hierin eine gewisse Befriedigung. Das Leben war schwer, ich erhielt wenig Lohn, und so fand ich einen Trost darin, im Kirchenchor mitzusingen. Jetzt bin ich Atheist geworden, denn ich habe Bücher gelesen, habe Vorträge angehört, bin bewußt geworden und betrachte infolgedessen dies alles als Kinderreien. Darum werden wir, solange wir das Proletariat nicht erziehen und es nicht bewußt machen, nichts erreichen können.

Koljzow:

Warum sollte man nicht den Geburtstag feiern, so wie man jetzt den Tag der Taufe feiert? Laßt uns doch meinetwegen Wein oder Bier trinken; wenn es ohne das nicht geht, laßt uns einen Feiertag daraus machen und den Geburtstag statt des Namenstages feiern.

Der Tag der Geburt und des Todes muß irgendwie hervorgehoben werden. Die Zeremonie der Eheschließung läßt sich leichter überwinden. Selbst parteilose Arbeiter beschränken sich auf die standesamtliche Eintragung und veranstalten dann ein Festmahl. Schwieriger steht es beim Tod und bei der Taufe. Dem muß man irgendetwas gegenüberstellen. Besonders jammern die rückständigen Frauen, wenn ein Kind ungetauft bleibt oder jemand ohne letzte Ölung stirbt.

Niemand zwingt einen mit Gewalt, feierliche Beerdigungen mit Orchester usw. zu veranstalten, aber es bürgert sich allmählich ein. Ein Parteiloser kommt und sagt: meine Frau ist gestorben, stellt mir das Orchester. Manchmal kann man aber kein Orchester nehmen, weil man dafür Geld braucht und kein Geld da ist. Wenn wir reicher wären, so wären wir schon längst so weit.

Osnas:

Vor etwa drei Monaten war ich zugegen, als ein Zeremoniell nach neuen Formen abgehalten wurde. Es handelte sich um den Eintritt des Sohnes eines unserer Arbeiter als Lehrling in die Werkstatt. Dieser Arbeiter hatte mich eingeladen, am Abend zu ihm zu kommen. Ich komme hin — da ist alles wie es sich gehört, sowohl Bier als auch Portwein. Bier und Portwein verdrängen bei uns gegenwärtig den geheim gebrannten Schnaps. Das ist in gewisser Weise ein Schritt vorwärts. Es stellte sich heraus, daß er sein Söhnchen als Lehrling untergebracht hatte. In der Familie des Arbeiters ist das ein ebenso ernster Moment, wie Geburt, Eheschließung oder Tod.

Und hier kam mir nun der Gedanke, daß es gut wäre, wenn diese Form in irgendeiner Weise gesetzlich geregelt würde, wenn man dieser „Produktionskonfirmation“ der Jugend, wenn man sich so ausdrücken darf, Aufmerksamkeit zuwenden würde. Für diesen Arbeiter war das ein wichtiger Moment, da das gegenwärtig sehr schwierig ist: der Knabe beendet die Schule, er ist 17 Jahre alt, und man weiß nicht, wo man ihn unterbringen soll. Und so kommt es, daß man Zeuge einer solchen Lebensformalität wird. Das ist natürlich nur ein Anfang, aber wir gehen doch achtlos hieran vorüber. Wir als Partei müßten dem unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Abgesehen von Geburt, Tod und Eheschließung wird dieser feierliche Moment des Beginns der Lehrschaft festen Fuß fassen, besonders jetzt, weil der Moment des Eintritts des Sohnes oder der Tochter des Arbeiters in die Schule oder Werkstatt tatsächlich ein sehr wichtiger Moment ist.

Lyssenko:

Im Jahre 1917 ging ich in das Strastnoi-Kloster und in die Erlöserkathedrale. Dort glänzt tatsächlich alles und ist alles sehr schön. Ist aber bei uns etwas als Ersatz hierfür erbaut worden? Wo soll man zu Ostern hingehen? Man ist in einer Stimmung, daß man irgendwohin gehen will, es ist feiertägliche Zeit, aber man weiß nicht, wo man hingehen soll; die Arbeiter gehen einfach deshalb in die Kirche, weil dort Rosanow schöner singt als Schaljapin, der seine Launen bekommen kann und dann nicht singt, auch singt der Chor dort schön. Bei uns aber wird in dieser Hinsicht nichts getan. Ich habe selbst ein Kind, ein Mädchen von 12 Jahren; eines Tages lief sie mit ihrer

Freundin irgendwohin fort. Als sie zurückkam, fragte ich sie, wo sie gewesen sei. Sie sagte: in der Kirche. „Warum bist du denn hingegangen, du glaubst doch nicht?“ — „Ich glaube nicht, aber dort ist es doch sehr schön.“ — „Du hättest doch irgendwoanders hingehen können.“ — „Wo soll ich denn hingehen? Gib mir eine Eintrittskarte.“ — Eine Eintrittskarte aber kostet Geld, Geld aber ist keines vorhanden. Da machen wir nun verschiedene Agitationsveranstaltungen, aber das allein ist nicht das Richtige. Es muß etwas Künstlerisches sein. Wir aber haben in dieser Hinsicht nichts geschaffen.

Markow:

Meiner Meinung nach wäre es am besten, vor allem einen Ort zu schaffen, an dem man die Leichen verbrennen könnte. Und man sollte hier einfach mit den großen Persönlichkeiten beginnen. Wenn ein Mensch stirbt, so soll man einfach bestimmen, daß er verbrannt wird. Sonst treten folgende Dinge ein, wie z. B. auf dem Danilow-Friedhof, wo ich wohne. Dort ist ein Brunnen, drei Arschin tief, und dicht daneben befinden sich Gräber. Wenn man aber mit dem Verbrennen beginnen und klarmachen würde, warum das nützlich ist, so wäre das eine sehr gute Maßnahme. So hat man z. B. den Genossen Worowski beerdigt; man hätte ihn aber verbrennen und dann eine Kampagne beginnen sollen, in dem Sinne, daß das der und der Mensch gewesen sei und daß wir ihn jetzt verbrennen.

Lidak:

Ferner beobachten wir folgende Erscheinung: wir sehen z. B., daß im Leichenzug nur die Ver-

wandten mitgehen. Im Leichenzug befindet sich keine Gruppe, die sich ausgesprochen beteiligt: man geht eine Zeitlang mit und geht wieder fort, während wieder andere hinzukommen. So ändert sich die Zusammensetzung des Leichenzuges, der das Geleit gibt, fortwährend, und die Zahl der Personen, aus denen er sich zusammensetzt, ist nie groß; zuweilen sind in einer Gruppe 30 Personen, in einer anderen 7 bis 8, in einer dritten 15, so daß dem offenbar bereits gar keine Aufmerksamkeit mehr zugewandt wird. Und ich meine, daß man hieran etwas ändern sollte, und dann werden wir die Sache so gestalten, wie es sein sollte.

Kasakow:

Äußerlich ist bei uns im Familienleben zweifellos seit Beginn der Revolution von 1917 eine Wendung eingetreten. Ich hatte gerade Gelegenheit, eine solche Epoche zu erleben. Ich bin aus einer Familie geschworener Altgläubiger hervorgegangen. Im Jahre 1917 geriet ich in die revolutionäre Atmosphäre und begann von ihr durchdrungen zu werden. Die Familie betrachtete mich zuerst als Eigenbrödler, der sich von der Familie zurückzieht, als Rowdy usw. Ich geriet in die Armee. Aus der Armee kam ich ins Dorf. Ich setze mich zu Tisch, bete nicht. Da sagen die Leute zu meinem Vater, dem Altgläubigen: „Wie ist denn das, dein leibhafter Sohn, der doch ein Altgläubiger ist, setzt sich zu Tisch, ohne sich zu bekreuzigen; der Teufel wird ihm in den Mund fahren.“ Ich beginne über mein kommunistisches Bewußtsein zu sprechen und es in die Familie zu verpflanzen. Ich möchte es im Dorfe soweit bringen, daß die alten Vor-

urteile fallengelassen werden. Ich betreibe diese Arbeit während einiger Jahre. Der Kampf spitzt sich aufs äußerste zu. Die Psychologie des Bauern will sich durchaus nicht brechen lassen, und die Familie ist nicht zu einer neuen Lebensweise zu bringen. Ich mußte in die Stadt fahren, um die Beziehungen nicht noch mehr zuzuspitzen und nicht in Streit zu geraten. In der Stadt begegne ich bereits einer anderen Familie mit einer anderen Psychologie. Die Arbeiterfamilie ist nachgiebiger geworden. Hier läßt sich ein stärkerer Umschwung des Lebens beobachten. Als erstes sehen wir, daß trotz dieses Umschwunges sich dennoch die Vorherrschaft des einen Familienmitgliedes über das andere beobachten läßt. Der Mann ist z. B. Kommunist, die Frau parteilos. Die Frau ist tagtäglich mit den kleinen Kindern beschäftigt. Der Mann hat tagtäglichen Verkehr in unserem politischen Leben, er strengt sein Gehirn an, überlegt, entwickelt sich usw. Er wird zum vorherrschenden Familienmitglied. Die übrigen Familienmitglieder, der Bruder, die Schwester usw., neigen zu ihm, es beginnt die Rivalität. Es ist hier schon darüber gesprochen worden. Diese Rivalität nimmt bestimmte Formen an, es kommt bis zur Unruhe, zum Schimpfen, zur Krankheit, Hysterie usw.

Meines Erachtens befindet sich die Umwälzung des Familienlebens im Entfaltungsstadium, man kann seinen Erscheinungen keinesfalls bestimmte Formen verleihen. So z. B. die Kindererziehung. Einerseits bewegt man sich im öffentlichen Leben, man kommt nach Hause, ist beschäftigt, möchte den Dingen seine Richtung aufprägen. Die Frau hat noch die alte Psychologie. Sie will es nach ihrer Art machen, und so

ist man gezwungen, den Kindern auch im Übergangs-
alter keine Ruhe zu lassen, was unbedingt notwendig
ist. Und hier muß man natürlich darüber nachdenken,
ob wir in der nächsten Zeit eine öffentliche Erziehung
der Kinder schaffen können usw. Und es wäre natür-
lich gut, wenn es gelänge, dies in der nächsten Zeit
zu tun, denn sonst gibt es ein Durcheinander.

Ossipow:

Ich kann sagen, daß die Eheschließungen da-
durch ausgezeichnet werden, daß die Arbeiter, wenn
sie heiraten, sich an die Kasse der gegenseitigen Hilfe
wenden, damit ihnen 800 bis 900 Rubel ausgezahlt
werden. Man fragt — wozu brauchst du sie? Er ant-
wortet: Man muß doch etwas Ordentliches an dem
Tage essen.

Der Geburtstag ist auch eine Frage für sich.
Ich weiß, daß zuweilen Taufen des Kommunistischen
Jugendverbandes stattfinden. Vor allem erhebt sich
bei der Geburt die Frage, wie das Kind benannt wer-
den soll. Ich weiß einen Fall, wo der Vorschlag ge-
macht wurde, das Kind Iljitsch zu nennen. Dann kam
der Vater zurück und fragte, ob man noch Lenin hin-
zufügen könne. Man sagte ihm, daß dies ginge. Nun,
sagte er, so wollen wir ihn Iljitsch Lenin nennen.
Bei der Geburt konzentriert sich also die Aufmerk-
samkeit auf den Namen. Man wendet sich an die
Zelle der K.P.R. und an den Kommunistischen Jugend-
verband. Ich weiß, daß man einigen Mädchen den
Namen Oktobrina gegeben hat.

Die Frage der Geburt ist hauptsächlich mit der
Frage der Benennung verknüpft, während die Ehe-
schließung ein leerer Raum ist. Die Hauptsache da-
bei ist, daß man sich an die Hilfskasse wendet.

Wenden wir uns nun der Beerdigung zu. Hinsichtlich des Todes eines Kindes fällt es mir schwer, etwas zu sagen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie man das machen könnte. Was die Erwachsenen anbelangt, so wird die Totenfeier zuweilen dadurch begangen, daß mit Musik beerdigt wird, zuweilen wird sogar in der Fabrik eine halbe Strunde früher Schluß gemacht. Wenn die Zelle stark ist, so wird die Beerdigung immer mit Musik begangen, in der Mehrzahl der Fälle aber verläuft sie vollständig unauffällig.

Gordejew:

In dieser Woche ist ein Jugendgenosse gestorben. Als er im Kommunistischen Jugendverband war, war er bereits ungläubig und ein sehr netter Bursche. Jetzt leben sie im Lager, und da bekam er plötzlich einen Schlaganfall. Er starb ganz unerwartet. Der Vater stellte rings um ihn Kreuze auf und wollte ihn kirchlich beerdigen. Aber da begann in der Zelle ein Geschrei, die kommunistischen Jugendgenossen kamen hin, der Vater aber sagte: „Der Pope selbst im Meßgewand wird das Räucherfaß schwingen, was aber wollt Ihr mir statt dessen vorschlagen?“ Die Jugendgenossen antworteten: „Wir werden die Musik stellen.“ — „Nun, wenn Ihr die Musik stellt, dann machen wir also eine bürgerliche Beerdigung, ich bin einverstanden.“

Nun, was Taufe und Eheschließung anbelangt. Es kommt sehr oft vor, daß die Parteijugend und parteilose Jugend sich nicht in der Kirche trauen läßt, aber das übrige Zeremoniell, wie Tanz und geheimer gebrannter Schnaps, ist unbedingt notwendig... Einige lassen sich standesamtlich eintragen, einige

wieder lassen sich nicht eintragen, auf jeden Fall veranstalten sie aber ein Festmahl. Was die Taufe anbelangt, so taufen einige ebenfalls nicht, veranstalten aber ebenfalls ein Festmahl. Wenn der Vater der Partei angehört, so versucht die Frau das Kind heimlich taufen zu lassen: wenn der Mann nicht zu Hause ist oder wenn er abkommandiert ist; darauf gibt es natürlich einen Krach, und der Mann wird in die Zelle geholt, da sich das natürlich nicht verbergen läßt. Solche Dinge kommen sowohl in Moskau als auch überall vor . . . Diese Frage ist eine sehr schwierige, und man muß sich eingehender mit ihr befassen. Es wird z. B. einem Parteimitglied, das in der Fabrik arbeitet, ein Kind geboren. Die Frau schleppt das Kind zur Taufe, der Mann aber will das durchaus nicht dulden. Das Resultat davon ist eine Rauferei und ein Geschimpfe, während man sich doch freuen sollte. Das gleiche geschieht, wenn ein Kind beerdigt werden soll. Die Frau weint, weil der Mann ihr nicht erlaubt, das Kind kirchlich zu beerdigen. Sie verflucht das ganze Leben, sowohl den Mann als auch die Partei und überhaupt alles. Der Kommunist sagt zu seiner Frau: Wirf alle diese Heiligenbilder hinaus, die Frau aber wirft sie nicht hinaus, sondern versteckt sie in irgendeiner Truhe und betrachtet sie mit Liebe, in der Hoffnung, daß sie sie bald wieder werde an ihren Platz hängen können.

Gordon:

Eine Arbeiterin brachte am 1. Mai ein Kind zur Welt und nannte das Töchterchen Maja. Der Name Oktobrina hat schon einigermaßen Bürgerrecht erworben. Vorgeschlagen wurde sogar der Name Kro-

kodil. Vor kurzem unterhielten wir uns und kamen zu dem Schluß, warum zum Teufel wir denn unsere Kinder nach Namen benennen sollen, die im Kirchenkalender angegeben sind. Jeder Name ist die Benennung irgendeiner Sache in einer fremden Sprache. Jeder Name bedeutet irgend etwas Bestimmtes. Laßt uns auch hier Revolution machen und die Kinder mit anderen Namen benennen, die uns passen. Man verfolge, wie in dieser Revolutionsperiode die Kinder benannt werden. Sehr viele Mädchen nannte man Rosa, zur Erinnerung an Rosa Luxemburg, während die Mehrzahl der Knaben — zu Ehren Wladimir Iljitschs — den Namen Wladimir erhielten. Diese Tendenz besteht, und es besteht auch die Tendenz, neue Namen auszudenken. Das hat eine Zukunft, vorläufig gilt das aber nur für die Kommunisten. Wir müssen aufhören, die Kinder mit Namen zu benennen, die gar keinen Sinn oder nur einen üblen haben.

Frage Nr. 8.

Läßt sich im Arbeitermilieu Interesse für die einzelnen kleinen Lebensfragen beobachten, das von dem Bestreben zeugt, das Kulturniveau zu heben: das Anstreben größerer Höflichkeit, Reinlichkeit, Einhaltung gewisser hygienischer Vorschriften usw.?

Antworten.

Lyssenko:

Ja, die hochqualifizierten Arbeiter werden durch die Produktion zur Genauigkeit, Ordentlichkeit, Sparsamkeit usw. erzogen. Hierauf müssen wir auch unsere Agitation aufbauen. Geschimpft wird wohl,

doch ist es ein belustigendes und mechanisches Schimpfen, das heißt in Form von Redensarten. Über die Reinlichkeit wird sehr viel gesprochen: daß wir uns nicht zu benehmen verstehen und wie das west-europäische Proletariat sich überhaupt zu benehmen versteht.

Antonow:

Streben die Arbeiter Höflichkeit, Reinlichkeit und Ordentlichkeit im breiten Massensinne an? Nicht im geringsten, mit Ausnahme einiger Einzelfälle. Ich habe unter der Leitung eines Engländers arbeiten gelernt, habe Arbeiten von Franzosen, Italienern, Deutschen, Finnländern, Letten, von allen Praktikern zu sehen bekommen, die im Gießereiwesen tätig waren. Unter allen diesen Nationen verehere ich persönlich die Engländer. Das ist ein teuflisch energisches Volk: kaltblütig, akkurat, unfehlbar in der Bewertung von Menschen und unparteiisch. Wenn wir russischen Arbeiter 10 Prozent der Genauigkeit und Sparsamkeit der Engländer in was für Dingen auch immer hätten, so würden wir unter der heutigen Ordnung mit einem Schlag die ganze Welt umdrehen. Genau und ordentlich sein — das ist es, was wir brauchen. Die Trägheit der Arbeiter in dieser Hinsicht läßt sich nicht so bald überwinden.

Finkowski:

Von dem Augenblick an, da sich unser Wirtschaftsleben zu bessern begann, stellte sich in den Werken und Fabriken Reinlichkeit und Ordnung ein, wenn auch nur in minimalem Maße.

Kuljkow:

Kulturelles Streben läßt sich in großem Ausmaße, in erster Linie bei den qualifizierten Arbeitern beobachten, jedoch auch bei den ungelernten Arbeitern.

Lagutina und Kasanski:

Das Kulturstreben ist außerordentlich stark.

Sacharow:

Als ich im Arbeiterviertel wohnte und in der Organisation tätig war, ging ich zuweilen mit Arbeiterkameraden mit der Ziehharmonika spazieren und sang Lieder. Oder wenn eine Gruppe von Arbeitern „Ziegenbock“ spielte (ein Kartenspiel), so schloß ich mich ihnen an und spielte mit, während heute sowohl unsere Kommunisten als auch die Arbeiter selbst sich abfällig über mich äußern würden. Und so denke ich jetzt oftmals, was wohl geschehen würde, wenn ich mich dazusetzen würde, um Ziegenbock mitzuspielen. Auch würde ich jetzt nicht mehr mit der Ziehharmonika mitgehen.

Wir müssen also über die Ethik nachdenken, um nicht zuviel herumzukorrigieren. Einmal ereignete sich mit mir folgendes. Ich kehrte in eine Bierwirtschaft ein und setzte mich ans Fenster, und was meinen Sie wohl? Ich saß die ganze Zeit wie auf Kohlen und dachte: wie, wenn man mich durchs Fenster erblicken wird? — Und doch beging ich ja nichts Verbrecherisches . . .

Dorofejew:

Ich wollte etwas über die Kultur sagen — über Reinlichkeit, Höflichkeit usw. Ich sündiger Mensch brüstete mich früher auch mit meiner Unwissenheit

und das ganze Moskauer Arbeiterpublikum kennt mich. Nachdem ich im Ausland gewesen bin und den deutschen Arbeiter mit dem russischen verglichen habe, merkte ich einen ungeheuren Unterschied in allem, trotzdem die deutschen Arbeiter jetzt bettelarm sind und mit Papiergeld bezahlt werden, statt mit Gold. Trotzdem wird aber die äußere und innere Kultur vom deutschen Arbeiter aufrechterhalten.

Ob sich unter den russischen Arbeitern Höflichkeit und Kulturstreben beobachten läßt? Es läßt sich beobachten, und zwar merklich. Jeder möchte sich möglichst intelligent ausdrücken, obwohl dies zuweilen dahin führt, daß man bemüht ist, möglichst viel unverständliche und unnötige Fremdwörter in die Rede einzufügen. Jeder möchte möglichst intelligent sein. Und ich will noch sagen, daß ein mehr oder weniger einfacher Durchschnittsarbeiter ein reineres und anständigeres Äußere hat als unsere Propagandisten.

Ich sprach zu den Bauern. Die Bauern sagten: Was ist denn das für eine Regierung, wo wollt Ihr uns hinführen, wenn Ihr nicht einmal Euch selbst ordentlich frisieren und kleiden könnt? Solche Vorwürfe sind vorgekommen. Unter den Arbeitern und Bauern kann man die Beobachtung machen, daß sie sich anständiger kleiden usw.

Kuljkw:

Wenn ein verantwortlicher Arbeiter nach der 19. Lohnstufe bezahlt wird, so kann er natürlich reinlich sein; wir wissen aber, daß ein Arbeiter, obwohl er nach der 6. oder 7. Lohnstufe entlohnt wird, im ganzen nur drei Hemden und als viertes ein

Sonntagshemd hat, trotzdem immer mehr oder weniger sauber gekleidet geht: nach der Arbeit wäscht er sich die Hände und den Hals, er zieht sich um und ist sogar nicht einmal mehr als Arbeiter zu erkennen.

Im Winter wurde ein äußerst starker Besuch des Klubs festgestellt. Der Grund dafür war natürlich zum Teil der, daß es dort warm und gemütlich war und eine entsprechende Ordnung herrschte. Die Schule zur Liquidation des Analphabetismus wird fast bis zu 100 Prozent besucht. Die Arbeiter legten ein starkes Streben zur Hebung ihrer theoretischen Kenntnisse an den Tag. Gegenwärtig werden die Vorlesungen sehr gern besucht. Trotzdem bei uns nur ein Sanitätsarzt liest, füllen die Arbeiter dennoch das Lokal vollständig.

Früher haben die Arbeiter nicht daran gedacht, Bettlaken, saubere Kissenbezüge usw. zum Schlafen zu benutzen. Gegenwärtig hat fast jeder Arbeiter alles Schlafzubehör, die Arbeiter sind jetzt bereits an Sauberkeit gewöhnt und man kann oftmals beobachten, daß sie die Fenster öffnen, den Fußboden wischen usw. Auch hygienische Vorschriften werden eingehalten. Als bei uns in diesem Jahr Pockenimpfung war, fand die Impfung freiwillig statt.

Marinin:

Jetzt geht es bei den Arbeitern auch in dieser Hinsicht etwas vorwärts. Der Kredit, der von der Genossenschaft gewährt wird, ermöglicht es ihnen, sich besser zu kleiden, besonders jenen, die nach der 9. Lohnstufe und bis zur 7. herab bezahlt werden, — sie alle haben sich besser gekleidet, haben einen

Herbstmantel usw. Das bildet ja auch einen Teil der Kultur.

Der Kampf gegen die Trunksucht macht sich immerhin bemerkbar. In einzelnen Unternehmen sind Fälle vorgekommen — es sind meist Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes, die solche strengen Maßnahmen ergreifen —, daß wenn ein Arbeiter betrunken zur Arbeit erschien, er wieder entfernt wurde. Es wird hauptsächlich das Ziel des Kampfes gegen den geheim gebrannten Schnaps verfolgt. Solche Arbeiter werden nicht zur Arbeit zugelassen, bevor sie sagen, wo sie den Schnaps herhaben. Und man muß schon sagen, daß die Arbeiter in dieser Hinsicht gewissermaßen fühlen, daß sie selbst hieran interessiert sind und selbst mithelfen. Es ist sogar zuweilen vorgekommen, daß Parteilosens der Boykott erklärt wurde. Bei uns war ein Trinker, der wurde derartig boykottiert, daß er in der Zelle sein Ehrenwort abgab, ein Jahr lang nicht zu trinken.

Meiner Meinung nach gibt es ein Übel, das man bekämpfen muß, aber hier müßte man vielleicht ebenfalls bei den Kommunisten anfangen. Ich meine das Schimpfen. Die Parteilosens haben den Standpunkt, daß die Kommunisten sehr hochgestellte Leute sind und daß sie die kultiviertesten sein müßten. Vor kurzem ereignete sich z. B. folgendes: Zu einem, der nur als Kandidat in die Partei eingetreten war, kam im Zusammenhang mit der Zeichnung der Brotanleihe ein alter Mann aus einer anderen Abteilung und sagte zu ihm: „Trage mich ein.“ Dieser wollte erst etwas darauf erwidern, während der Alte beharrlich auf seiner Forderung bestand; darauf begann er zu schimpfen. Nun verlangte der parteilose

Alte, daß er sich höflich gegen ihn benehmen müsse, und man sagte zu ihm: „Entschuldige dich.“ Er entschuldigt sich, tut es jedoch in unwilligem Tone. Da sagt man zu ihm: „Das geht nicht an, entschuldige dich, wie es sich gehört.“ Und so zwang man den Burschen gleichsam, sich zu demütigen. Das war für ihn so lehrreich, daß er sich das nächste Mal Mühe geben wird, dies nicht wieder zu tun.

Antonow:

Natürlich muß jeder Mensch, sei er nun ein Kommunist oder ein Durchschnittsarbeiter, ordentlich sein. Die Sache ist aber die, daß man sich sauber, anständig, aber nicht auffällig kleiden soll. Das ist es, worum es sich handelt. Die Sache hat zwei Seiten: einerseits ist es nicht gut, die eigene Person arg zu vernachlässigen; wenn man sich aber in auffälliger Weise kleidet, so ist das auch nicht gut. Darauf wird von den Leuten sehr geachtet. Letzten Endes aber steht es ja hiermit folgendermaßen: Wie du dich kleidest, so wirst du empfangen, erst wenn man dir das Geleit gibt, kommt dein Verstand zu seinem Recht.

Gordejew:

Ich trat bereits 1905 als 14jähriger Knabe in die Werkstatt ein, und das erste, was ich tun mußte, war, einen Quart Schnaps kaufen, dafür, daß man mich in die Lehre nahm. Schon an diesem Tage bekommt man reichlich zotige Schimpfworte zu hören, um schon ganz davon zu schweigen, daß in der eigenen Familie Vater und Mutter einen mit solchen Worten bedenken. So also beginnt man die Arbeit in der Werkstatt. Das ist natürlich ein schlechter Anfang. Wenn man sich ruhig verhält, so heißt es, man wäre ein Waschlappen.

Und so beginnt man aus Protzerei zu schimpfen und sich an das zu gewöhnen, wogegen Genosse Trotzki einen Artikel geschrieben hat. Unter solchen Verhältnissen verlief die Arbeit in früheren Zeiten. Die ersten Jahre unserer Revolution (1917, 1918, 1919) zeichneten sich dadurch aus, daß als die waghalsigsten Kommandeure unserer Roten Armee erstens diejenigen galten, die tapfer waren, und zweitens diejenigen, die recht zotig schimpften. Ich kann sie nicht beim Namen nennen. Wenn man sie aufzählen wollte, so müßte man die Mehrzahl nennen. Wenn sich seinerzeit die Kameraden versammelten, so übten sie sich ausschließlich darin, wer die anderen in Schimpfreden übertreffen konnte. Die einzigen Oasen in dieser Beziehung waren unsere politischen Abteilungen der Division, die politischen Abteilungen der Brigade und die politischen Leiter. Die Regimentskommissare braucht man nicht zu erwähnen, sie waren genau so wie die Kommandeure. In der letzten Zeit beobachteten wir in dieser Hinsicht eine Veränderung, sowohl unter der Arbeiterjugend, die sich hauptsächlich in dieser Weise hervortat, als auch unter den Arbeitern überhaupt.

Von Reinlichkeit und Kultur konnte in den ersten Jahren unserer Revolution gar keine Rede sein. Das waren verlauste Jahre. Es war sehr schmutzig. Das letzte, was unsere Arbeiter, besonders die des Moskauer Rayons, hatten, schafften sie in die Gouvernements Samara, Saratow usw.*), und hier konnte gar nicht an Reinlichkeit gedacht werden. Gleichzeitig mit der Verbesserung der ökonomischen Lage beob-

*) Hungergebiet. Anm. d. Übers.

achten wir eine schroffe Veränderung. Obwohl wir noch nicht allzu lange unter diesen Verhältnissen leben, so sehen wir doch einen steilen Aufstieg. sowohl im Hinblick darauf, wie die Arbeiter sich kleiden, als auch in bezug darauf, was für kulturelle Arbeit sie leisten.

Gordon:

Zu der Frage der Höflichkeit und Kultur. Eine große Sache war es, daß wir die Häuser beschlagnahmten. Sobald sich die Arbeiter in den Kommunehäusern niederließen, in denen es Bad und Gas gibt, bemühten sie sich, dies alles instand zu halten.

Ich wollte bei einer Frage haltmachen, die uns in der letzten Zeit quält. Es ist die Frage hinsichtlich der Jugend, sogar ihrer obersten Schicht — der Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes. Man beachte ihren Jargon, sie sprechen eine Art Kauderwelsch. Und dabei gestikulieren sie, je nach der Gewohnheit, mit der rechten oder linken Hand. Das gleiche gilt in bezug auf die Kleidung. Doch ist das natürlich ein armes und hungriges Volk. Der Swerdlow-Student kleidet sich dagegen in besonderer Weise. Wenn man ihm auf der Straße begegnet, so erkennt man ihn sofort. Man tritt an ihn heran und sagt: „Genosse, Sie sind gewiß Swerdlow-Student, geben Sie mir bitte etwas zu rauchen.“

Koljzow:

Ich entsinne mich, wie noch vor kurzem, vor etwa 10 Jahren, jedesmal, wenn irgendeine Milchfrau aus dem Dorfe oder ein Bauer mit Kartoffeln ins Zimmer trat, sie sich nach dem Heiligenbild umsahen, um sich zu bekreuzigen. Heute

aber gibt es das nicht mehr. Das war anerzogen. Niemand hat jemanden darauf hingewiesen, sondern wir sind selbst dahin gelangt. Wir sind kultivierter geworden. Wir würden doch heute nicht mehr mit der Ziehharmonika auf die Straße gehen, man geniert sich gewissermaßen. Und man würde es ganz von selbst nicht tun. Die heutige junge Generation, die kommunistische Jugend, wird nicht mehr mit der Ziehharmonika herumziehen, sie hat viel kultiviertere Beschäftigungen, Fußball und andere Spiele. Alles hat seine Zeit. Genosse Dorofejew erinnert sich noch, was für Faustkampfwettspiele früher an der Moskwa stattfanden. Man prügelte sich bis aufs Blut, heute gibt es das nicht mehr. Man hat begriffen, daß das wehtut, daß die Leute davon krank werden, sich behandeln lassen müssen. Vielleicht ist das noch irgendwo erhalten geblieben, in Moskau aber gibt es das schon längst nicht mehr.

Frage Nr. 9.

Ist die erzieherische Rolle der Gewerkschaften auf dem Gebiete des Alltagslebens eine große? Worin kommt sie zum Ausdruck?

Antwort.

Markow:

Die Gewerkschaften sind außerstande, hier unter den gegenwärtigen Verhältnissen viel zu tun, immerhin aber, wenn etwas geschieht, so geschieht es nur durch sie oder ihre Vermittlung. Erstens trägt die Liquidation des Analphabetismus schon eine gewisse Verbesserung in diese Frage hinein. Wenn sich die Arbeiter in Erholungsheime, Sanatorien und Kurorte

begeben, so werden sie dadurch zur Ordentlichkeit erzogen.

Frage Nr. 10.

Welchen Raum nehmen religiöse, nationale und andere Vorurteile im Arbeitermilieu ein?

In welcher Form treten diese Vorurteile zutage?

Antworten.

Markow:

Die Arbeiter haben viele Heiligenbilder, neue werden sie sich wohl kaum je wieder kaufen, doch haben sie noch nicht besonders die Absicht, die alten fortzuwerfen.

Kuljkow:

Die religiösen und nationalen Vorurteile sind sehr unbedeutend, um nicht zu sagen, daß sie überhaupt nicht vorhanden sind. In der religiösen Frage sind nur noch die Traditionen bestehen geblieben; man muß das Kind taufen, sonst werden die Nachbarinnen lachen. Das gleiche gilt in bezug auf die Eheschließung und Beerdigung. Zu Ostern muß man überhaupt einen Kulitsch und eine Pas'cha backen, denn das ist eine schmackhafte Sache; zuweilen muß man eine Nacht sinnlos verbummeln, ja sogar in die Kirche hineinschauen. In dieser Hinsicht wird auch von unserem Wirtschafts- und Sowjetapparat Nachsicht geübt, es werden Waren in die Läden gebracht, es wird das Geld etwas früher ausbezahlt, ein Voranschuß gegeben, die Werkstätten aufgeräumt — kurz, alles mündet in den allgemeinen Strom der Tradition ein. Es wäre gut, wenn in dieser Hinsicht dies und jenes eingeschränkt würde.

Lyssenko:

Die nationalen Vorurteile machen sich bei den Eisenbahnern noch sehr stark bemerkbar. Man sagt z. B., daß an der Werkbank nichts als Russen arbeiten, in den Wirtschaftsorganen, in den Trusts, in den Schnellzügen usw. dagegen sind Nichtrussen angestellt.

Marinin:

Ein Anflug von Nationalismus ist ebenfalls vorhanden, ebenso Antisemitismus, obwohl unser Rayon sich früher besonders hierdurch auszeichnete. Diese Dinge gibt es sogar unter Parteimitgliedern.

Dorofjew:

Unter den rückständigen Arbeitern und sogar unter den mittleren Bauern herrscht eine heimliche Erbitterung gegen die Juden, weil die Juden angeblich die verantwortlichen Posten bekleiden und weil für sie angeblich alles möglich sei. Man hört auch davon sprechen, daß der Jude auch in der Fabrik, im Werk, nicht physisch arbeite, sondern Sekretär der kommunistischen Zelle oder irgendein Deputierter usw. sei.

Antonow:

Es besteht noch ein Antagonismus gegen die Nation der Juden, jedoch nicht in solchem starken Umfange, wie er früher bestanden hat. Die rückständigen Arbeiter kritisieren oftmals jede beliebige Nation in Bausch und Bogen, ohne Klassen in ihr zu unterscheiden, sie beschuldigen sie sehr oft als Ganzes.

Sacharow:

Die religiösen Vorurteile werden von Jahr zu Jahr immer mehr überwunden. Man findet jetzt nur wenige Arbeiter, die aufrichtig gläubig sind. Sie glauben mehr mechanisch: „Unsere Väter glaubten, und so müssen wir es auch tun.“ Die antireligiöse Propaganda spielte in dieser Hinsicht eine große Rolle, und es ist nur noch etwas Zeit notwendig, bis die Arbeiter die Religion ganz vergessen werden. Es bestehen noch nationale Vorurteile. Es läßt sich Antisemitismus beobachten.

Lagutina und Kasanski:

Gläubige kamen einmal auf den Gedanken, die Götter zu elektrifizieren — sie zündeten elektrische Lämpchen vor den Heiligenbildern an. Aber sie wurden in der Zeitung beschämt, und diese „Mechanisierung“ der Religion gehört jetzt bereits der Vergangenheit an.

Durch besondere Religiosität zeichneten sich übrigens die Arbeiter niemals aus. Aber auch jetzt ist es noch so, daß der Arbeiter nicht in die Kirche geht, den „Atheisten“ liest, zur Kindtaufe aber den Popen holt („für alle Fälle“); er geht zwar nicht zur Beichte, wenn's aber ans Sterben geht, so schickt er nach dem Popen.

Die nationalen Vorurteile sitzen fester und tiefer. Nationale Vorurteile — eigentlich in Form des Antisemitismus. Dieses Laster ist sehr lebenszäh und macht sich sogar im kommunistischen Milieu bemerkbar. Und zwar liebt man den „abstrakten“ Juden nicht, wenn man sich so ausdrücken kann; denn das Verhältnis zu den Arbeiterjuden, zu den Angestellten,

mit denen man tagtäglich zu tun hat, zu den Parteiführern, ist ein normales, ein menschliches. Auf jeden Fall findet eine merkliche Nivellierung statt, und die Zeit der Revolution, in der große Menschenmassen in Bewegung gesetzt und in unmittelbare Berührung mit anderen Nationen gebracht wurden, hat in diesen zu einer starken Gesundung geführt. Bis zur vollständigen Gesundung aber ist es noch weit, und es wird lange Zeit notwendig sein, um diese Vorurteile voll und restlos auszumerzen.

Kasakow:

Die religiösen Vorurteile werden von Tag zu Tag schwächer. Die nationalen aber lassen langsamer nach.

Kobosew:

Wenn der Arbeiter und Bauer diese oder jene Zeremonie erfüllt, so gehen sie zu 70 Prozent nicht von rein religiösen Voraussetzungen aus, sondern tun es nur der Ordnung halber, aus Beharrungsvermögen, um nicht von den Leuten abfällig beurteilt zu werden.

Iwanow:

Die religiösen Vorurteile werden vom Arbeiter in der Mehrzahl der Fälle leichter überwunden als die nationalen.

Korobizyn:

Was die Religion anbelangt, so kann man sagen, daß der Russe niemals religiös war, daß dies nur eine Gewohnheit war. Man pflegte zu sagen: „Wenn man betet, so kann das einmal von Nutzen sein.“ Trotzdem man den Priester als einen Vermittler zwischen den Menschen und Gott betrachtete, ersann man allershand Spitznamen für ihn. Das beweist, daß der Russe

nicht religiös ist. Wenn heute einige Parteilose in die Kirche gehen, so tun sie es nur deshalb, weil sie nicht wissen, womit sie die Leere ausfüllen sollen. Wenn der Russe früher nicht religiös war, so ist er es jetzt um so weniger. Aber wir haben ihm nichts gegeben, wir haben die religiösen Vorurteile vollständig zerschlagen, aber keinen Ersatz für sie gegeben. Er leugnet Gott, geht aber zugleich in die Kirche. Warum geht er hin? Weil wir das Frühere vollständig zertrümmerten, auf den Trümmern aber nichts aufbauten. Wir Kommunisten müssen etwas Neues schaffen. Jetzt besteht keine Möglichkeit, etwas zu schaffen, hierfür sind Jahrzehnte notwendig, in deren Verlauf neue Formen herausgearbeitet werden. Aber wir haben keine Zeit gehabt, etwas zu tun, und die Leute tasten im Dunkeln und arbeiten sich selbst neue Formen heraus.

Lagutina:

Bis 1914 war ich furchtbar religiös. Ich besuchte Kapellen, betete, liebte die Popen, weinte vor jedem Heiligenbild und meinte, daß es keine größere Heilige gäbe als mich. 1914 begann der Krieg. Einmal war ich auf dem Bahnhof, als Soldaten ins Feld begleitet wurden. Ich stand da und weinte, da trat irgendein Mann an mich heran und fragte: „Warum weinst du?“ — „Wie sollte ich nicht weinen, auch ich habe einen Sohn und man wird ihn einziehen.“ — Er aber sagte zu mir: „Natürlich wird man ihn einziehen; wenn der Zar es befiehlt — so wird man ihn also einziehen.“ — „Nun,“ sagte ich, „uns wird Gott helfen. Wir werden beten.“ — Er aber sagte: „Haben denn nur wir einen Gott? Auch die Deutschen und über-

haupt alle haben einen Gott. Du weinst um deinen Sohn, er aber wird einen anderen Sohn töten, der auch eine Mutter hat.“ — „Nun, was soll man machen,“ sagte ich, „der Zar befiehlt es so. Ich aber werde beten, daß mein Sohn am Leben bleibe.“ — Und so betete ich und opferte geweihte Kerzen, und genau zwei Wochen darauf wurde mein Sohn getötet. Und als man mir den Brief schickte, daß mein Sohn erschlagen sei, da verfluchte ich den Zaren und sagte mich von da an von Gott los. — Ich führe dieses Beispiel unseren Arbeiterinnen gegenüber oftmals an. Ich habe gebetet und Ihr habt gebetet, Gott aber hat uns nichts gegeben. Und heute sind sich schon viele Arbeiterinnen dessen bewußt, daß nicht Gott einem etwas gibt, sondern daß man es sich selbst nehmen muß.

Koljzow:

Ich will ein Beispiel anführen. Ein Tischler kam bei uns auf den Gedanken, eine Pas'chaform zu machen. Die Pas'cha ist ein gute, schmackhafte Sache, wir alle essen sie. Auf der Pas'chaform sind verschiedene Popenzeichen angebracht, er aber machte auf der einen Seite einen roten Stern, auf die andere aber schrieb er R. S. F. S. R. Und diese Pas'chaformen fanden ihre Verbreitung in der Fabrik, so daß er gar nicht genug herstellen konnte. Er ging zum Verwalter, um zu fragen, ob er sie machen dürfe. Dieser verbot es ihm. Er verfertigte aber doch etwa 50 Stück.

Kasakow:

Bis zum Jahre 1917 waren die religiösen Vorurteile zweifellos stark. Aber im Laufe der letzten

5 Jahre ist eine ungeheure Umwälzung eingetreten, und ich bin überzeugt, daß wir diese Vorurteile nach nicht mehr als 20 Jahren endgültig überwinden werden. Wenn wir unsere Klubs und kulturell-aufklärenden Organisationen auf die ganze junge Generation ausdehnen und diese auf unsere Art erziehen werden, so werden wir unsere Jugend intelligenter machen und dann werden diese Vorurteile schnell überwunden werden.

Aus der Notiz eines Genossen (der Name ist unbekannt::

In einer Fabrik hielt ein Jugendorganisator in der Zelle des Jugendverbandes eine Rede gegen die Religion. Die Jugend machte ihm den Vorwurf, daß bei ihm zu Hause Heiligenbilder hingen. Der Jugendorganisator kam wütend nach Hause, warf die Heiligenbilder vom Wandbrett herunter und zerschlug sie. Seine Frau stürzte sich erbost auf die Porträts von Marx, Lenin usw. und zerriß sie. Die Versöhnung kam in der Weise zustande, daß die Frau auf die Heiligenbilder verzichtete und der Mann auf die Porträts von Marx, Lenin usw.

Aus der Notiz von Osnas:

Nach dem auf unserer elektrischen Station eingeführten Brauch wird nach dem Tode eines Arbeiters eine Sammlung für seine Familie veranstaltet, die gewöhnlich große Summen ergibt. Dieser Tage starb ein Monteur. Es wurde mit einer Sammlung begonnen; da aber bekannt wurde, daß die Mutter des Verstorbenen eine „pompöse“ Beerdigung veranstaltet habe, so begann man wenig oder überhaupt nichts

zu geben: „Es hat keinen Sinn, den Popen etwas zu schenken.“

Lydak:

Vielleicht trägt der Arbeiter auch ein Kreuz, aber er glaubt nicht daran. Als wir die Frage stellten: „Worin besteht die Religion?“ antwortete jeder Arbeiter: „Wenn du dich zur Arbeit einstellen lassen willst, so fragt man dich nicht, ob du glaubst, sondern man fragt dich, ob du hacken und sägen kannst.“ Darum bin ich der Meinung, daß man gegenwärtig nicht den Hauptkadres, die uns folgen, seine Aufmerksamkeit zuwenden soll, sondern daß man der Frau, der Erzieherin der neuen Generationen, ein Fundament geben muß, denn wir können die Frau noch nicht emanzipieren und die Kinder in unsere öffentlichen Institutionen zur Erziehung übernehmen. Darum muß man die Frau vornehmen und ihr neue Begriffe geben, und hieraus wird eine andere Weltanschauung in bezug auf unseren kommunistischen Aufbau entstehen. Das ist meine Erfahrung, die ich jeden Tag in der Fabrik mache.

Gordejew:

Die Mutter des Direktors erkrankte, und gerade in diesem Augenblick brachte man das Heiligenbild der Bogoljubsker Mutter Gottes. Dieses Heiligenbild machte die Runde bei allen und kam auch zu den Kommunisten. Es ergab sich eine interessante Geschichte: die Mutter des Direktors lag im Sterben und sie äußerte den Wunsch, sich von diesem Heiligenbild segnen zu lassen. Der Direktor erklärte sich einverstanden, nach dem Gottesdienst aber band er ein rotes Band um das Heiligenbild. Die Mutter starb am

nächsten Tage. Nun mußte sie beerdigt werden. Als ich fragte, wie man sie beerdigt habe, antwortete er, daß er sie nach dem bürgerlichen Zeremoniell beerdigt habe, die Schwestern aber nach dem kirchlichen. Er hatte die Kommunisten organisiert, einen Chor und ein Streichorchester zusammengebracht, man hielt eine Totenmesse ab und sang darauf die Internationale. Auf dem Friedhofe hielt der Pope eine Totenmesse ab, warf eine Hand voll Erde ins Grab und dann trat ein Redner auf. Das alles geschah für die 60jährige alte Mutter. Die Fabrik steht in einer abgelegenen Gegend und war in Anbetracht einer großen Zahl wichtigerer Unternehmen von uns vernachlässigt worden. Jetzt sind dort alle gesiebt worden. . . .

Marinin:

Wenn die nationale Frage abstrakt behandelt wird, so scheinen die Arbeiter Internationalisten zu sein, wenn aber im Unternehmen zum Beispiel ein oder zwei Letten oder Esten oder Juden sind, dann ist die Sache eine andere. Es kam bei uns so, daß das Bureau der Zelle sich fast aus allen Nationalitäten zusammensetzte. Da sagten die Arbeiter: der eine ist so einer, der andere so einer. Was aber den Antisemitismus anbelangt, so zeichnete sich der Rogoshski-Simonowski-Rayon schon früher in dieser Hinsicht aus und man muß sagen, daß, da es bei uns früher keinerlei Vorträge und keinerlei Gespräche über dieses Thema gegeben hat, dieselbe Beobachtung sich auch jetzt noch sogar unter Parteimitgliedern machen läßt. Zwar kann man die Parteimitglieder zur Ordnung rufen, doch sollte man diese Frage trotz-

dem öfters beleuchten, und man könnte sie dadurch kulturell etwas vorwärtsbringen, denn es lassen sich Momente beobachten, in denen das Publikum sogar in Pogromstimmung ist. Allerdings ist das nur bei einem geringen Teil so, aber es kommt vor.

Antonow:

„Unser russischer Arbeiter hatte schon von jeher den Standpunkt, daß, wenn eine Nachbarstation nicht die russische Sprache spricht, dies also Deutsche sind, welcher Nation auch immer sie angehören mögen. Was die heutige Stimmung der Arbeiter in bezug auf die Nationalität anbelangt, so kennen sich die Arbeiter in der Mehrzahl der Fälle bereits aus. Sie haben jetzt begonnen, die Klassen innerhalb der Nationalitäten zu unterscheiden. Natürlich war der Arbeiter früher sehr feindselig, z. B. gegen die Nation der Juden, gesinnt, aber auch hier ist eine Veränderung eingetreten. Immerhin hat er begonnen, nicht alle über einen Kamm zu scheren. Man klärt ihn natürlich in dieser Hinsicht auf, und er hat in dieser Beziehung einen großen Schritt vorwärts gemacht.

, Frage Nr. 11.

Wie verbringt der Arbeiter die Sonntage und überhaupt die Feiertage?

A n t w o r t e n .

Kuljkow:

Am Feiertag richtet sich der Arbeiter in der Familie folgendermaßen ein: Wenn Mittel vorhanden

sind, backt die Frau Kuchen, während er mit den Kindern spielt oder auf den Jahrmarkt geht, um etwas zu kaufen, unter anderem auch eine Zeitung. Darauf geht er irgendwohin in einen Park, zu Besuch zu Bekannten; wenn er Kinder hat, so nimmt er sie mit. Der alleinstehende Arbeiter geht auf den Jahrmarkt, schlendert herum, ist bemüht, irgend etwas möglichst billig zu kaufen, etwas zu sehen zu bekommen, und wenn es ihm langweilig wird, geht er in eine Teestube. Die alten Männer schauen zuweilen in die Kirche hinein, jedoch sehr selten. Wenn eine Exkursion oder ein Spaziergang veranstaltet wird und wenn das gut organisiert ist, so geht der Arbeiter sehr gern mit. Die Jugend geht in ihrer Mehrzahl in die Klubs, auf den Spielplatz, ein Teil fährt in die Umgebung der Stadt und ein Teil geht auf den Jahrmarkt.

Finkowski:

In der Organisation der Ausnützung der Feiertage müssen die politisch-aufklärenden Organisationen des Gouvernements auf die nötige Höhe gebracht werden (Sommerausflüge, Winterabende, Vorträge). Ferner Kino, Theater usw. Diese Frage ist von sehr großer Bedeutung, wir könnten auf diesem Gebiet so viel tun und unsere Feiertage tausendmal feiertäglicher gestalten als in früheren Zeiten. Das ist aber vorläufig noch nicht der Fall. Hier ist Hilfe von seiten des Staates notwendig. Es wäre auch gut, rechtzeitig an Erholungsheime, Kinderheime, Krippen für die Familien der Parteimitglieder zu denken, für die die Familie buchstäblich nicht nur an den Wochentagen, sondern auch an den Feiertagen, an

den letzteren in noch stärkerem Maße, zu einer Last wird.

Sacharow:

Es läßt sich jetzt das Bestreben der Arbeiter beobachten, den Sonntag außerhalb der Stadt gemeinsam zu verbringen. Hieraus erklärt sich eine Reihe erfolgreicher Ausflüge in die Umgebung der Stadt, zu tausend, zu tausendfünfhundert Mann. Wenn man die Art der Verbringung des Feiertages vor der Revolution und jetzt vergleicht, so muß man eine Veränderung zum Besseren feststellen. Hasardspiele und Betrunkenheit gibt es um viele Male weniger als früher. Raufereien sind jetzt eine Ausnahmerscheinung, früher aber waren sie an der Tagesordnung.

Gordejew:

Wenn die Arbeiter heiraten, so vergraben sie sich in ihre Familie, und es besteht keine andere Möglichkeit, sich in irgendeiner Weise kollektiv zu versammeln und miteinander zu sprechen, als nur in den offiziellen Versammlungen, weil der Arbeiter überhaupt gar keine freie Zeit hat. Nun haben wir im Auftrage der Moskauer Kommission begonnen, Exkursionen zu veranstalten. Das fand bei den Arbeitern außerordentlichen Anklang: so haben wir z. B. am Sonntag von den Nikolsker Fabriken rund 7000 Arbeiter auf eine Exkursion mitgenommen, wir stellten ein Büfett auf, nahmen zwei Orchester mit, stellten Schaukeln und andere Belustigungen auf — und das Resultat war ein sehr gutes. Leider konnten wir der Exkursion keinen wissenschaftlichen Charakter verleihen, so daß die Arbeiter, abgesehen von dem Vergnügen, sich noch hätten gewisse Kenntnisse

aneignen können. Diese Exkursionen führen zu einem außerordentlich innigen Zusammenschluß der Arbeiter und heben jene Familienabgeschlossenheit auf, die unter den Arbeitern noch außerordentlich stark ist. Die Arbeiterinnen veranstalten hier besondere Reigen mit revolutionären Liedern, während die Arbeiter besondere Versammlungen, Spiele usw. veranstalten. Das ist von großer Bedeutung; wenn wir aber hierzu noch naturwissenschaftliche Fragen hinzufügen würden, die in der freien Natur sehr leicht verständlich sind, so würde es uns gelingen, der Exkursion auch instruktiv-wissenschaftlichen Charakter zu verleihen.

Gordon:

Ich hatte im Laufe des Winters oftmals Gelegenheit, auf den Arbeiterabenden zugegen zu sein. Sobald die Leute aus sich herausgehen, wollen sie unbedingt tanzen und haben zweifellos recht. Eine interessante Erscheinung ist es hierbei, daß die Leute sich geniert fühlen. Wir hatten auf unserer Exkursion ein Orchester mit. Man trat an mich heran und fragte mich: „Darf ich tanzen?“ „Natürlich, tanzt nur,“ sagte ich. Interessant ist es, daß, wenn sie die Rußkaja oder den Kasatschok tanzen, sie sich wohl fühlen, sobald sie aber Salontänze, Mazurka oder Twostep zu tanzen beginnen, sie sich geniert fühlen. Und man muß sagen, daß zu den Salontänzen ein ausgesprochen ablehnendes Verhalten besteht.

Dorofjew:

Gehen Sie in eine Gastwirtschaft oder eine Bierwirtschaft (ja, Sie müssen sogar hineingehen). Wenn

Sie genauer hinsehen, so werden Sie sehen, daß sie von Arbeitern überfüllt sind. Dort machen sie ihrem Herzen Luft, dort können Sie unter ihnen agitieren. Die freie Zeit verbringt der Arbeiter fast nach der alten Art.

Kuljkow:

Wie die Arbeiter die Sonntage und überhaupt die Feiertage verbringen? Heute, solange unsere Klubs in ihrer Mehrzahl noch nicht in der entsprechenden Weise gestaltet sind, verbringen die Arbeiter ihre Feiertage folgendermaßen: Wenn z. B. von den Gewerkschaften oder Rayonkomitees Ausflüge veranstaltet werden — es werden je 30 Rubel hierfür von ihnen verlangt, sie erhalten ein Billet, ein Glas Tee, ein Weißbrot, Musik usw. —, so beteiligen sich die Arbeiter gern an diesen Ausflügen. Wenn dies aber nicht der Fall ist, wenn der Arbeiter die Mittel hierzu hat, und die Familie nicht groß ist, so backt die Frau gewöhnlich morgens Kuchen, während er mit den Kindern spielt oder auf den Jahrmarkt geht und sich die Zeitung „Das Arbeitermoskau“ kauft, — an den Wochentagen erhält er sie in der Fabrik, an den Feiertagen aber wird sie nicht in die Wohnungen ausgetragen. Er kauft sich also die Zeitung und trägt sie nach Hause. Er trinkt Tee mit den Kindern und der Frau, dann geht er auf den Boulevard oder irgendwohin in einen Park, zuweilen zu Besuch.

Es gibt aber noch andere Arbeiter, im besonderen heute: Arbeiter, die sehr wenig Lohn bekommen; sie verdienen sich an den Abenden noch etwas nebenher, der eine als Schuster, der andere als Schneider usw. Und so gehen sie am Sonntag auf den Jahrmarkt,

um diese Sachen zu verkaufen und sich etwas zu kaufen. Das tun sehr viele Arbeiter. Das ist die eine Form, die andere Form aber, die ältere, ist die: man geht in die Kirche (das tun aber nur sehr wenige), dann begeben sie sich irgendwohin zu Gast oder sie legen sich hin und schlafen. Die jüngsten aber gehen in ihrer Mehrzahl Fußball spielen, auf alle möglichen Spielplätze, in Zirkel, auf Exkursionen usw.

Antonow:

Wie die Arbeiter ihre Feiertage verbringen? Man kann sagen, daß die Arbeiter ihre Feiertage wie früher verbringen. Aber ein ungeheurer Unterschied besteht insofern, als der Arbeiter früher die Feiertage in wüster Weise und nicht schön verbrachte, denn überall war immer alles betrunken, während jetzt Betrunkenheit nur in äußerst seltenen Fällen vorkommt. Heute betrinkt sich der Arbeiter vielleicht nur einmal im Monat. Früher aber war ebender selbe Arbeiter, der etwas mehr verdiente, jeden Tag betrunken. Man muß zugeben, daß diese Trunksucht allmählich in das Gebiet der Sage gehört.

Gordon:

Die Arbeiter sind jetzt für das Kino begeistert. Ich selbst liebe das Kino. Wenn man im Rayon lebt, so kann man beobachten, wie die Leute hineingehen. Aber in der letzten Zeit gab es eine Menge Filme, die die Kolonialpolitik verteidigen, wie z. B. „Atlantide“ und „Die mexikanische Reiterin“. Sie sind so interessant, daß, wenn ich mir eine Serie ansehe, ich bereits in alle hineingehe. Das demoralisiert das Publikum stark. Und Sie, Genossen, gehen wahrscheinlich auch alle hinein. Gewöhnlich ist man der

Meinung, daß das eine Schande sei. Aber diese Denkungsart ist Unsinn, das Kino ist eine große Er rungenschaft und eine Kulturschule. Aber es ist notwendig, daß der Inhalt der Filme ein anderer wird, daß er nicht die Kolonialpolitik lobpreist usw. Hier auf muß das Augenmerk gerichtet werden. Wir haben in unserem Rayonklub ein Kino eröffnet, veranstalten verschiedene Vorträge und inszenierten das Stück „Fünf Jahre Revolution“.

Frage Nr. 12.

Werden bei uns nicht zu viel Jubiläen gefeiert?

Werden nicht zuviel verschiedenerlei Fahnen angefertigt?

Wäre es nicht zweckmäßiger, die Herstellung neuer Fahnen durch irgendeine andere, in praktischer Hinsicht zweckmäßigere Arbeit zu ersetzen, z. B. durch die allmähliche Schaffung eines Moskauer Fonds für irgendein Bauwerk? (Ein Erholungsheim oder ein vorbildliches Wohnhaus für die Helden der werktätigen Arbeit usw.?)

Antworten.

Lyssenko:

Die Masse beteiligt sich wenig an der Herstellung der Fahnen, die Mittel werden mehr von der Fabrikleitung genommen.

Es wäre sehr zweckmäßig, einen Fonds für das Palais der werktätigen Arbeit zu schaffen und in diesem Tafeln mit den Namen der Arbeiter anzubringen, mit Angaben darüber, wieviel Jahre und unter welchen Verhältnissen ein jeder gearbeitet hat. Das wird zum Wetteifer anfeuern.

Sacharow:

Auf dem Gebiete der Jubiläen haben wir übertrieben. Diese Erscheinung ist modern geworden, und ein jeder hält es für notwendig, ein Jubiläum zu feiern, obgleich es gänzlich unangebracht ist. So feierte z. B. der Kommunistische Jugendverband ein sechsjähriges Jubiläum, die Bank ihr Jahresjubiläum. Man muß hierin Maß halten und weniger Geschrei machen. Was die Fahnen anbelangt, so scheint gegenwärtig die Ära der Schenkung von Fahnen vorüber zu sein.

Koljzow:

Was die Anfertigung neuer Fahnen anbelangt, so haben die Arbeiter in der Mehrzahl der Fälle hiervon keinen materiellen Schaden, denn die Mittel für die Fahnen werden von den Fabrikleitungen, den Kultkommissionen oder den Fabrik- und Werkkomitees geliefert; immerhin aber werden hierfür große Summen nationalen Vermögens ausgegeben.

8/6
m.m. 5/5/26

Soeben erschien :

L. TROTZKI

DIE GRUNDFRAGEN DER REVOLUTION

I N H A L T :

Statt einer Vorrede / Vorwort zur russischen Ausgabe / I. Teil: Terrorismus und Kommunismus
II. Teil: Zwischen Imperialismus und Revolution
III. Teil: Die neue Wirtschaftspolitik Sowjet-
rußlands und die Perspektiven der Weltrevolution
Gesamt-Register

488 Seiten

Gebundene und broschierte Ausgabe

**Verlag Carl Hoym Nachf. Louis Cahnbley
Hamburg 8**

Druck vor H. S. Hermann & Co., Berlin.